

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(6. Fortsetzung.)

Die lachende Maistimmung der Havel, die Sonne, die Liebes-seligkeit all der jungen Menschen, der Fliederduft, die Farbenpracht der Gärten am Ufer, der kräftige Wasserhauch des blauen Sees, auf dem possierliche, weiße kleine Schaumkämme um das geschwinde Motorboot tanzten, das sie über den See trug: dagegen kamen Astas ernste Gedanken nicht auf.

Und Theos göttlicher Leicht-sinn zwang sie mit sich fort.

Drüben, in dem schon stark besetzten Restaurations-garten, fanden sie keinen leeren Tisch mehr; sie mußten sich also mitten unter den jungen Leuten, den Radfahrern und den hübschen Ladenmädchen, die einen enormen Appetit entwickelten, zum Frühstück niedersetzen.

Theo hatte eine Froh-laute, die auch die Umstehen-den mehrmals zu fröhlichem Lachen zwang. Die Be-dienung war herzlich schlecht, aber es kam dank seinem Übermut keine Mißstimmung auf. Seine Kardialität ge-wann ihm überall die Zu-neigung. Und Asta fühlte, daß die einfachen Mädchen sie mehr oder minder um ihren munteren Begleiter beneideten. Immer wieder mußte sie sein hübsches, schmales, braunes Gesicht mit den hell-grauen Knabenaugen ansehen. Der Gedanke, daß er draußen mehrmals entsefliche Not gelitten, daß er sogar gehungert hatte, stieg dabei mitten in aller Lust mit einem sie

qualenden Vorwurf in ihr auf. Eigentlich war er doch ein Mensch, so recht zum Glück geschaffen. Hätte nicht der grenzen-lose Leichtsin — die Strupellofigkeit ihres Vaters — sie damals so weit gebracht, wie unendlich schön, wie heiter und selig hätte sich ihr Leben zu zweien gestalten können!

Sie hatte an ihm viel, viel gutzumachen, das fühlte sie. Wenigstens diese paar Stunden, um die er sie ge-beten hatte, die sollten ihm gehören. Sie wollte nicht an Zuhause, nicht an Gernot denken. Untertauchen mußte sie mit ihm in diese jubelnde, zärt-liche, sonnige Maistimmung.

Überall bligten durch den ersten Kiefernforst, den sie hernach durchwanderten, die hellen Kleider der maifröh-lichen Berlinerinnen. Allein war man nirgends. Auch an dem schilfbestandenen Ufer der Havel, an dem sie dann entlangschritten, traf man allenthalben Pärchen und Gruppen. Aber Asta und Theo gingen selig und zärtlich aneinandergeschmiegt durch die sonnige Landschaft, ohne sich um irgendwen zu kümmern — die anderen machten es ja ebenso.

„Daß sich alles liebhat, was hier wie Maifäferwoll herumkrabbelt, ob Burisch, ob Madel, das wissen wir doch!“ stellte Theo ihr vor. „Wär' man denn sonst hier?“

Und sie lachten, lachten, erst verstoßen, dann immer beherzter küßten sie sich, und es kam eine Stimmung zwischen



Vor dem Maskenball.
Gemälde von R. E. I. m.

ihnen auf wie damals im „tollen Jahr“. Hundert Erinnerungen bildeten die Brücke.

„Weißt du, Schatz,“ sagte er zärtlich, ein wenig leiser, vielleicht auch plötzlich ein wenig schüchterner, „gestern nachmittag, wo ich noch einmal bei Gneitsch war, da hab' ich mir so allerlei Zukunftspläne gemacht. Ja, wirklich, du. Natürlich wirst du mich auslachen. Aber sagen muß ich dir's doch.“

Oft schloß sie die Augen, während er sprach. Sie legte im immer langsamer, immer verträumter werdenden Hinschlendern ihre Wange auf seine Schulter und lauschte. Seine Stimme tat ihr wohl. Sie wußte jetzt, daß sie in der ganzen Zeit am meisten nach seiner Stimme Sehnsucht gehabt hatte, freilich ohne daß sie sich's bisher eingestanden hätte. Es war ein so rührender, herzlicher Klang darin. Besonders wenn er lachte.

„Du, du!“ flüsterte sie, kaum dem Sinn folgend. Und einmal wandte sie, leise, ohne daß er's merken sollte, das Gesicht noch mehr herum und küßte ihn auf die Schulter.

„Sieh mal, ob die Stellung jetzt dauernd sein wird, das hängt bloß von mir ab. Glänzend kann's im ersten Jahr ja nicht sein. Aber auf viertausend komm ich sicher. Und sobald ich Tantieme kriegt — das garantiert mir Gneitsch — dann wird's sofort um zweitausend mehr. Mindestens, sagt Gneitsch.“

„Das freut mich für dich. Armer Kerl du. — Himmel, wenn man bedenkt, was wir damals hatten. Und man hat's da gar nicht als so was Besonderes angesehen. Und jetzt!“

Er hatte sie umfaßt. Er fühlte ihre Gestalt an seiner Seite, er fühlte ihr Atmen, es war wie eine unausgefüllte Liebföhlung. Schmiegsam fügte sich ihr junger elastischer Körper jeder Bewegung beim Weiterschreiten.

„Siehst du, Asta, wenn ich dir dann mal schreibe — so in ein paar Monaten — daß alles in Ordnung ist, daß ich mich eingefuchst hab' — vorausgesetzt, daß mit Dittich ein Auskommen ist — na, was sagst du?“

Sie wußte wohl, was er meinte. Es rührte sie bloß, es erschreckte oder überraschte sie gar nicht. Aber sie fragte, damit er's aussprach. Denn sie empfand es wie einen Liebestraum, den sie in langen, schwelgerischen Zügen auskosten wollte.

„Na ja, Kleine — daß du zu mir kommst.“ Er wiegte sie leicht in seinem Arm. Plötzlich blieb er stehen und küßte sie wieder.

Sie hielten nun hart am Wasser. Wie ein Riesentrauf tauchte die Pfaueninsel mit dem dichten Fliedergebüsch aus der Havel. Segelboote strichen über die blaue Flut hin — das Sonnenlicht tanzte über den kleinen, weißen Schaumkämmen. Hinter ihm stieg der Kiefernwald, an dessen Saum Weiden und Birken standen, bis zur Chaussee empor, auf der Wagen und Krenser, Autos und Räder in unregelmäßigem Zuge verkehrten. Man hörte helle Kinderstimmen singen, manchmal tönnten Signale dazwischen — auch das Glockenzeichen von einem der weißen, dichtbesetzten Dampfer, von denen ihnen ab und zu irgend ein gutaufgelegter Fahrgast, dessen Gesicht man auf die Entfernung nicht erkannte, mit dem Taschentuch unter hellem „Hallo!“ zuwinkte — und aus den oben vorbeirrollenden Krensern vernahm man das Bruchstück eines Männerquartetts, einmal auch den Marsch eines im Wagen fahrenden kleinen Bläserchors.

Asta überkam eine Weichheit, eine Rührung, die sie nie zuvor gekannt hatte.

Sie setzte sich auf eine der roten Riesenwurzeln, die sich bankartig am Waldrand unter einer alten Kiefer hinzogen. Nicht weit davon, dicht am Ufer, lagen zwei Radfahrerparchen auf ausgebreiteten Plaisirs. Man hörte sie lachen und schwatzen. Und dazwischen sang eines der jungen Mädchen mit hübscher Stimme einen sentimental-noperettenwalzer, der gerade populär war. Sie berlinerte stark, und der Text paßte zu dem Wald- und Seebild wie die Faust aufs Auge; aber in die feiertägliche Morgenstimmung fügte sich's trotzdem, weil die Melodie so etwas Sehnsüchtiges hatte.

„Du sagst ja gar nichts, kleine Asta?“ fragte Theo, der dicht bei ihr einen Platz gefunden hatte, etwas leiser.

Ihr Matrosenhütchen war von ihrem Schoß auf den Waldboden hinabgesunken. Der leichte Wind spielte mit ihrem an den Schläfen immer so bald sich lösenden goldblonden Haar. Sie hielt das rechte Knie mit den gefalteten Händen umfaßt und blickte verträumt übers Wasser hin.

„Was kann ich denn darauf sagen, Theo?“ gab sie ihm zurück, mit schmerzlicher oder doch wehmütiger Bewegung ihrer Stimme.

„Du meinst also: es ist unmöglich?“

Darauf schwieg sie wieder, sie seufzte nur.

Er war weiter hinabgerutscht und lehnte mit dem Ohr an ihrem Knie, zu ihr aufblickend. Still lag er so, lange Zeit.

„Du — sag' mal ehrlich — spielt da was anderes? . . . Nein, große Reden brauchst du nicht erst zu schwingen. Entweder ist's — oder es ist nicht. Bloß einmal, ein einziges Mal ganz offen, Asta. Ge — willst du?“

Ein paar Sekunden lang zitterte der Verdacht in ihr, er hätte ihr nachgespürt und fragte sie jetzt nur, um sie auf die Probe zu stellen. Aber sein ganzer Ausdruck, die Weichheit in ihm, die naive Herzlichkeit seines Vertrauens entwaflneten sie. So offen, wie er's wollte, konnte sie nicht sein. Auch jetzt nicht, trotzdem ihr Herz so stark bewegt war. Ihr Innerstes verriet sie nie — vielleicht nicht einmal sich selber. Ein Stück Komödie lebte und webte in allem mit, was sie tat und sagte. Und so war ihr's auch unmöglich, ihm auseinanderzusetzen, was für Beziehungen sie zum Hause Gernot unterhielt. Das kam ihr jetzt wie ein ganz anderes Leben vor — wie das Leben einer Fremden, mit der sie kaum etwas verband. Daß um sie geworben wurde, das bestritt sie nicht. Schon mehrmals hatte sie Bewerber gehabt. Und jetzt handelte sich's um eine Partie, um die sie Tausende in ihrer Lage wohl beneidet haben würden. Ein Reichthum bot sich ihr dar, der sie selbst oft schwindeln machte.

„Aber das entscheidende Wort ist noch nicht gesprochen,“ sagte sie, etwas düsterer vor sich hinblickend. „Und jetzt — heute — will ich auch gar nicht daran denken.“ Sie seufzte schwer und tief auf.

Allmählich war aller Glanz in seinem bittend gespannten Blick erloschen. Er nicht melancholisch. „Aber Papa will natürlich, daß du ihn heiratest?“

„Ach, frag' doch nicht weiter, Theo, es quält uns doch nur.“

„Also — liebst du ihn nicht? Er ist alt, wie? Ist es das?“

„Ja, wenigstens . . . Er hat eine erwachsene Tochter . . . Ach, ich kann doch nicht so mit dir darüber sprechen.“

Theo sagte in bitterem Ton: „Weißt du, daß sich ein Weib wie du so — so geradezu verkaufen soll — das ist doch schon ein grausamer Gedanke.“

Nach einem kurzen Schweigen sagte sie leise: „Ich hab's selbst nicht geahnt, wie grausam es ist. So recht — weiß ich's erst jetzt.“

„Seit wann, Asta?“

„Das ahnst du doch. Nicht?“

Sie hatte das ganz leise gesagt. Wie ein Hauch war's, der zärtlich über ihn hinstrich. Er schlang plötzlich seine Arme um ihre Knie und preßte sein Antlitz gegen ihr Kleid. Dabei ging ein Zucken durch seine Schultern.

„Theo!“ mahnte sie ängstlich.

Er riß sich plötzlich los, stand auf und ging bis ans Wasser, ihr den Rücken kehrend. Ein paar mal gebrauchte er das Taschentuch. Dann steckte er beide Hände in die Taschen und sumimte vor sich hin. Es war das Steuermannsliedchen aus dem „Tristan“. Da eine Folge von Wellen herüberrollte, die ein vorbeifahrender Dampfer aufwühlte, so trat er auf einen großen Stein. Vom Berd des kleinen Fahrzeuges winkten ein paar junge Mädchen mit hellen Sonnenschirmen und Taschentüchern. Die Radfahrer erhoben sich sofort und gingen auf den Gruß ein. „So-jup!“ — „All Heil!“ —

„Zuhuhu!“ scholl's hin und her. Theo von Camp hatte den Hut abgenommen. Er sang nun lauter und freier:

„Sind's deiner Seufzer Wehen,
Die mir die Segel blähen?
Wehe, wehe, du Wind,
Mein irrisches Kind!“

Seine Stimme klang sehr frisch und jugendlich; aber Asta hörte einen Unterton heraus, der ihr geradezu wehe tat.

„Theo!“ rief sie bittend. Doch sie wurde nicht gehört im Wind und bei dem „Ha — lo!“ -Rufen der anderen.

„Sind's deiner Seufzer Wehen —!“

sang er wieder. Aber jetzt kam Kraft und etwas wie Ausgelassenheit in seinen Ton. Und er wendete sich um und rief lachend: „Asta — hast du die kleine Dicks gesehen? Auf dem Dampfer drüben? Die mit dem Mohnblumenhut?“

Sie merkte, er wollte seiner Bewegung Herr werden. Unschlüssig sah sie noch da und starrte auf den Moosboden. Mit einem Ruck erhob sie sich endlich. „Komm nur!“

Er stand noch immer auf dem Stein. Gegen die helle Luft und das blaue Wasser hob er sich mit seiner schmalen, schlanken Gestalt und dem braunen Gesicht ungemein klar ab. Sie wäre ihm jetzt am liebsten in die Arme geslogen und hätte ihm versichert, daß sie nie, nie, nie in ihrem Leben einen anderen Mann lieben könnte als ihn.

Eine ledere Welle spritzte gegen den Stein, auf dem er stand. Da sprang er mit einem lustigen Aufschrei auf den Uferweg zurück.

„Komm!“ bat sie wieder.

Er schob nun seinen Arm in den ihren, und sie wanderten weiter.

Viel ruhiger, fast kameradschaftlich, sprach sie dann über den Fall. Es wären ja zumeist Versorgungsgründe, die sie bewegen müßten, einen Antrag anzunehmen, der sie vor allerlei Mißgeschick bewahrte.

„Ob das Glück dich in dem fremden Hause nun erwartet oder nicht?“ Das war das einzige, was er einschaltete.

Sie sagte, so wie die Dinge jetzt bei ihrem Vater lägen, ginge es ja keinesfalls weiter; das müßte er doch auch bedenken.

„Gerade bei dem Unfall hab' ich's wieder gesehen. Wenn Vater nun plötzlich seinen Dienst nicht mehr tun kann, was dann? Er hat noch ein Viertelsjahr Gehalt, und damit ist alles vorbei. Dann kann ich mich wieder als Reisebegleiterin in der Welt herumdrücken. Oder soll ich Handschuhe nähen? Weißt du, Arbeit hab' ich zu Hause redlich, das kümmert mich weiter nicht, und ich tu's auch ganz gern. Frag' Papa. Aber so mit eins wieder unter den Schlitten kommen — ach, das ist gräßlich. Nein, nein, noch einmal erträug' ich's auch gar nicht. Lieber ins Wasser!“

Was leiden, was darben und sich demütigen müssen heißt, das hatte er erfahren. Er konnte sich seine glänzende, berückende junge Frau nicht in ähnlicher Lage vorstellen — es war die ganze Zeit über seine feste Zuversicht gewesen, daß ihr's gut ging.

„Ja, siehst du, Theo, daß bei uns Frauen aber noch etwas anderes mitspricht als bei euch, das bedenkst du gar nicht. Und darum haben wir's doch noch viel, viel schlimmer.“

„Was?“ fragte er unsicher.

„Wenn man hübsch ist, meine ich.“

Er stöhnte bloß. Sie wußte nicht, wie er unter dieser unbestimmten, ganz wesenlosen und nicht einmal mehr berechtigten Eifersucht gelitten hatte.

„Und siehst du — auf so ein Ende will ich nicht warten.“

Er hatte Häufte gemacht. „Wie ich Papa kenne — er würde dich strupellos auch da hineinschieben.“

„Vielleicht!“

Das Landschaftsbild wirkte nun lange nicht mehr so sonnig und fröhlich auf ihn. Eine schmerzliche Ohnmacht quälte ihn.

„Warum ist man denn so ein armer Teufel! Heiliger Himmel, heiliger Himmel!“

Ganz allmählich — mit feinen abenteuerlichen Eingebungen, wie er möglichst rasch zu Geld kommen könnte — gerieten sie wieder in einen leichteren Ton.

„Wenig dürft's ja nicht sein,“ meinte er lachend, indem er im Wandern ihren Arm vertraulich umspannte. „Du bist nun doch einmal ein arg verwöhntes Prinzesschen.“

„Hast du früher auch gesagt — immer mich aufgezo-gen, ich könnte nicht wirtschaften, nicht rechnen — o, ich weiß noch.“

„Ja, du, damals in Cannes, wo du mit der neuen Bluse für siebzig Franken ankamst, und ich hatte kaum das Reisegeld mehr.“

Sie lachte. „Ach, ach, ach — die alte Geschichte! Nein, du, im Ernst, wenn ich haushalten muß, dann geht's auch!“

„Dann zeig's doch! Beweis mir doch dein Talent! He? In einem halben Jahr — nein, schon in einem Viertelsjahr weiß ich . . . Haha, ja, da ziehst du doch bedenklich die Stirn kraus!“

„Weil du gleich wieder Schlösser im Monde siehst. Und hast eben nur ein schmales Plätzchen am Ofen.“

„Es würde für zwei ausreichen. Wenn man sich so recht warm zusammenhuschelte.“

„Leichtsin du.“

„Und du? Ja, Asta, das bist und bleibst du doch, und warst du immer: mein kleiner Paradiesvogel!“

„Du!“ — warnte sie.

Er zog sie lachend weiter. „Ja, weißt du, für alle Tage bist du für unsereinen zu gut. Du bist bloß für die Sonntage.“ Und er wiederholte es noch ein paarmal, lachend und doch mit einem bitteren Unterton: „Paradiesvogel!“

Nun war es zehn Uhr. Von der Kapelle gegenüber der Pfaueninsel erklang Glockengeläute. Asta mahnte zur Rückkehr. Sie konnten noch mit dem nächsten Dampfer, der von Potsdam kam, gemeinsam bis Wannsee fahren. Aber dann mußten sie sich trennen, damit nicht etwa Bekannte von ihr, die gerade mit der Bahn kamen, sie in seiner Begleitung sähen.

„Denn unser Geheimnis muß es doch bleiben, Theo. Gelt, Liebster, du machst mich nicht unglücklich?“

„Also Furcht hast du doch?“

„Glaubst du, ich weiß nicht, was in dir vorgeht?“

„Das ist sehr viel, Asta.“

„Ja. Gutes und Schlechtes.“

„Schlechtes? So? Auch?“

„Du möchtest mich eben halten. Aber ich kann doch nicht ins Ungewisse . . . Und jetzt wär's doch noch viel gräßlicher als damals.“

„Vielleicht fände man sich gerade jetzt, wo man die Welt schon kennt, besser ineinander. Und auch — ins Entbehren.“

„Entbehren —“

Sie hatte das Wort nicht hörbar wiederholen wollen. Aber der Ton war doch so vielsagend, daß Theo leicht auf-lachen mußte.

Etwas abseits der schon stark angeschwollenen Menge von Ausflüglern, die gleich ihnen auf den Dampfer warteten, standen sie am Ufer nebeneinander. Sie blickten beide in die blaue Flut.

„Aber eines könntest du mir doch versprechen, Asta.“

„Ja?“

„Du brauchtest dich doch nicht gleich zu binden.“

„Das — will ich ja auch nicht.“

„Nun, wie du mir das schilderst . . . Wenn er nun morgen käme und dich fragte . . . Würdest du gleich alles vergessen können, was jetzt wieder zwischen uns war?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin gar nicht so Phantast wie du denkst. Aber mit dem, was doch immerhin möglich ist, darf ich doch rechnen. Gib mir eine Frist, Asta!“

„Wozu denn? Ach, liebster, bester Junge!“

„Du sollst mir bloß versprechen: bis zum Herbst, oder für ein Vierteljahr von jetzt ab läßt du mir Hoffnung.“

„Das brauch' ich dir doch gar nicht erst in die Hand zu versprechen. Wår's jetzt möglich gewesen, dann . . . Ach, Theo, es zertt bloß an mir, und ich werde elend!“

„Du hast mich also — noch ein bißchen — lieb?“ fragte er leise, indem er die Augen schloß und ihre Hand preßte.

„Ja, Theo.“

„Mehr will ich nicht. Mehr brauch' ich nicht.“ Er atmete tief auf. „Jetzt ist's an mir, zu zeigen, was ich kann. — In zwei Stunden geht's nach Frankfurt. Da will ich dich verdienen. Ja, verdienen, hörst du? Du — Paradiesvogel!“

Zärtlich lachte sie. Und Schulter an Schulter drängten sie sich in der Menge mit zum Steg, da das Dampfboot nahte.

Unterwegs sprachen sie dann von seiner Reise, leise, zärtlich bewegt, dabei öfters herzlich lachend. Er zitierte Dittrich wieder, so wie Gneitsch ihm sein Schwäbisch vorgemacht hatte: „Ha, wisse Sie, Herr Rittmeister, oiner hat's Geld, und der ander hat's Schenie, mir ischt's Geld awwer ahng'nehmer!“

So schieden sie schließlich in äußerlich fast lustiger Stimmung. Küssen durfte er sie nicht mehr. In dem kühlen, halbdunkeln Durchgang unter den Gleisen, durch den sich gerade wieder neue Scharen von Ausflüglern drängten, trennten sie sich bloß mit einem festen Händedruck. Dann nahm jedes seinen besonderen Bahnaufgang.

Als ihr Zug der Stadt zurollte, stand sie am Fenster und blickte nach dem anderen Bahnsteig hinüber. Sie sah sein junges helles Auge sie suchen. Aber in der langen Reihe der Fenster gewahrte er sie nicht. Es suchte ihr in der Hand, um ihm noch einen Gruß zuzuwinken. Aber der Leute wegen, die im Coupe saßen, unterließ sie's.

Er tat ihr leid — grenzenlos leid.

Aber durfte sie ihm denn Hoffnung machen?

Das war ja Wahnsinn — der helle Wahnsinn!

Und doch fieberte es noch in ihr. Wirklich lieb hatte sie nur ihn, nur ihn. Gernots Gestalt war weit im Nebel ihrer Gedanken und Gefühle versunken. Licht und Klar hob sich für sie nur die junge Erscheinung des armen in die Welt gehegten Burschen ab, der sie noch immer ebenso heiß, ebenso verzehrend liebte, trotzdem die Ehe mit ihr ihm doch sein Unglück gebracht hatte.

Eine tiefe Abspannung überkam sie. Vom Bahnhof fuhr sie in einer Droschke nach Hause. Es ging auf zwei Uhr, als sie am Vittoria-Luise-Platz eintraf. Zunächst begab sie sich in ihr Schlafzimmer, ohne sich beim Patienten zu melden. Er sollte annehmen, daß sie ihr Reittkleid wechselte.

Als sie, um ihr Haar zu ordnen, sich an den Toiletentisch setzte, fiel ihr Blick auf die Briefschale, die Lotte mit der Frühpost dahingefest hatte. Es waren ein paar geschäftliche Druckfachen, eine Ansichtspostkarte und ein Brief.

Ein Kuck ging durch ihre Gestalt, ein fröstlicher Schauer überrieselte sie, als sie die Schriftzüge sah. Es war eine ihr seit kurzem sehr bekannte Handschrift: die von Sabinens Vater.

Eine ängstliche Scheu hielt sie eine Minute lang ab, den Brief zu öffnen, so brennend ihre Ungeduld dabei war.

Dann riß sie den Umschlag mit ganz unsicher gewordenen Fingern auf . . . Das Schreiben enthielt die Erklärung Gernots . . . Eine besondere Regung des Taktes mochte ihn abgehalten haben, sich gegen sie auszusprechen, solange sie noch Gastfreundschaft unter seinem Dach genoß. „Aber die letzten beiden Abende, die wir ohne Ihre liebe Gesellschaft verleben mußten, haben uns beiden, Sabine und mir, erst so recht gezeigt, was wir in Ihnen besessen haben, liebste Frau Asta — und was wir mit Ihnen verlieren würden.“ Es war alles wunderschön, klar und ohne Phrasenschwulst gesagt. Jede Zeile verriet den vornehm empfindenden Mann. Er bot ihr Herz und Hand — soweit er noch darüber verfügen konnte. „Eine liebe Stätte der Pietät wird immer in meiner Seele einen privaten Kult haben wollen, liebe Asta. Ich

weiß nicht, ob Ihre Jugend das schon so ohne weiteres begreifen kann. Bestremdet Sie's jetzt noch — dann wird die Liebe zu Sabine es wohl sein, die Ihnen den guten und geraden Weg zum Verständnis zeigt. Was Sie ihr geworden sind, kleine Bizemama, das wissen Sie. Und Sie können stolz darauf sein, daß Sie sich das junge Herz so im Sturm erobert haben. Der Sieg über das meine ging von Etappe zu Etappe. Vielleicht ist er Ihnen darum um so wertvoller. Und nun lassen Sie sich beide Hände küssen, lassen Sie sich ins Auge schauen, und geben Sie mir eine freie Antwort.“

Die großzügigen Schriftzeichen tanzten vor ihren Blicken, dann verschwammen sie.

Sie war tief, tief bewegt. Ja, das Beste in ihr ward durch diese schlichte, stolze Sprache bewegt. Und wie in einer Verenkung verschwand wieder all das Heiße und Lodende und Verführerische dieses sonnigen Morgens. Hier sprach das ernste Leben zu ihr, hier ward noch einmal ihr Schicksal geschmiedet. Da verlor sie das Recht, dem Kindertraum, den phantastischen Zukunftsmärchen Theos noch länger nachzuhängen.

Aber voll ehrlichen Mitleids ging ihr's durch den Sinn: Armer Theo!

Wieder und wieder überlas sie dann den Brief.

Natürlich mußte sie Gernot heute noch antworten. Aber sie wollte ihn bitten, das Verlöbniß vorläufig noch nicht zu veröffentlichen. Das war sie Theo schuldig. Gernot mochte es als eine letzte Prüfungsfrist auffassen.

Als sie endlich zu ihrem Papa hinüberging, um ihm den Brief zu zeigen, standen ihre Augen voller Tränen — sie wußte selbst nicht, ob vor Glück, ob vor Wehmut.

Die erste Aussprache mit Gernot war überstanden. Asta hatte darin einen schweren Stand gehabt.

Eine Prüfungsfrist brachte Gernot für sich nicht mehr. Er mußte also in Astas Forderung einen Zweifel erblicken. Ihn den wieder auszureden, war nicht so leicht für sie. Beweis ihres vollen Vertrauens wäre eben nur die sofortige feste Zusage ohne jeden Vorbehalt gewesen.

Auf einen Menschen wie Gernot, der jedem Ding frei ins Auge sah, der vor nichts den Blick niederschlug und deshalb verlangte, daß auch seine Umwelt in jeder Lage Farbe bekannte, wirkte eine solche Unklarheit zum mindesten unbehaglich.

Es bedurfte des ganzen Zaubers der jungen Frau, um diese erste Trübung des herzlichen Einvernehmens wieder vergessen zu machen. Sie klagte sich vor Gernot selbst der Launenhaftigkeit, der Unberechenbarkeit an und gelobte in drohlicher Zerknirschung Besserung für später.

An der Tatsache ward nichts geändert: die Bekanntgabe ihres Verlöbnisses sollte erst im Frühherbst erfolgen. Für den September wollte Gernot die Hochzeit festsetzen.

Sabine empfand in ihrem feinen Taktgefühl sehr bald, daß der Verkehr zwischen ihrem Vater und seiner heimlich Verlobten einer Wandlung bedurfte. Lediglich der Leute halber.

Eines Tages besprach sie also mit dem Arzt eine Luftveränderung und trat dann mit einem fertigen Vorschlag hervor. Sie wollte für ein paar Wochen ins Gebirge reisen, um die ihr vom Arzt verordnete Luftkur zu gebrauchen, und sie bat Asta, sie zu begleiten.

Gernot verstand sofort: seine Tochter suchte etwaigen bösen Zungen auch den leisesten Anhalt zu lästiger Nachrede zu nehmen.

So wurden denn Mitte Mai die Koffer gepackt; in schonendster und vornehmster Weise hatte Gernot für Asta die Kosten der Vorbereitung, der Neuausrüstung und der Reise selbst mit übernommen, und gleich nach dem Pfingstfest fand die Abreise der beiden Damen nach Schwarzburg statt.



Rosenmontag.

Gemälde von H. Angermeyer.

Der kleine Lustkurort im Thüringer Wald war jetzt im Mai noch wenig von Touristen besucht. In dem schöngelegenen „Weißen Hirschen“ hatte sich aber schon eine Reihe von Pensionären aus den besten Kreisen eingefunden. Es herrschte ein vornehmer Ton, der Sabinens Behaglichkeit sehr wohlthätig beeinflusste. Aita fand es ein bißchen einförmig, weil sie Sabinens Kur wegen keine größeren Ausflüge unternehmen durften und somit von früh bis spät nichts anderes vor Augen bekamen als das malerische Schloß und den Buchberg, auf die man von der Hotelterrasse über die tiefgelegenen Wiesen den berühmten Ausblick hatte.

Wenigstens wurden bald ein paar Bekanntschaften angeknüpft, die etwas Abwechslung brachten. Die glänzende, pitante, weltlichere Baronin von Gamp fiel Fremden natürlich mehr auf als ihr stets um einige Grade einfacheres und

zurückhaltenderes „Adoptivnichten“, wie sie Sabine scherzweise zu nennen pflegte. Man zeichnete die Damen vielfach aus. Bei jeder Wagenfahrt, die gemeinsam verabredet wurde, wurden sie bestürmt, mitzukommen.

Mit den Eisenbahngästen, die von Blankenburg her durch das malerische Schwarzatal heraufkamen, traf eines Tages Herr von Wysznewski ein.

Als das Stubenmädchen seine Karte brachte, sahen beide Damen unterm rotgestreiften Sonnendach auf dem Balkon ihres gemeinsamen Schlafzimmers, mit der Musterung von Wäschevorlagen beschäftigt, die Aita für den neuen Haushalt bestellt hatte. Wahre Kunstwerke an Tisch- und Bierwäsche, an spitzreicher Leib- und Bettwäsche hatte Aita, zumeist nach eigenen Angaben, in ersten Geschäften entwerfen lassen. Sie konnte sich für ein besonders schönes und kunstvolles Spitzen-

muster geradezu begeistern. Ihre Freude war so herzlich, ihr Schönheitsfuss so lebhaft, daß ihre Kofetterie dahinter fast verschwand. Es klang so naiv, wenn sie sich ausmalte, welche Farbe das Seidenband für dieses, für jenes Wäschestück haben müßte, damit das Ganze wirklich stilvoll und einheitlich wirke. Sabine mußte über ihren Eifer manchmal lächeln; sie vergaß es oft ganz und gar, daß sich's um die Ausstattung ihrer Stiefmama handelte. Oft kam ihr's vor, als wäre Aita viel, viel jünger als sie.

Sichtlich erschrocken fuhr Aita zusammen, als ihre Freundin den Namen von der Karte ablas. Unwillkürlich warf sie den Deckel der obersten Pappschachtel zu.

„Hierher werden wir ihn natürlich nicht bitten lassen!“ meinte Sabine neckend, als sie Aitas Bestürzung gewahrte.

Sofort wußte Aita sich wieder zu fassen, und nun lachte sie über ihren ersten Schreck selbst mit.

(Fortsetzung folgt.)

Adolf Adam Oberländer.

Von Fritz v. Ostini.

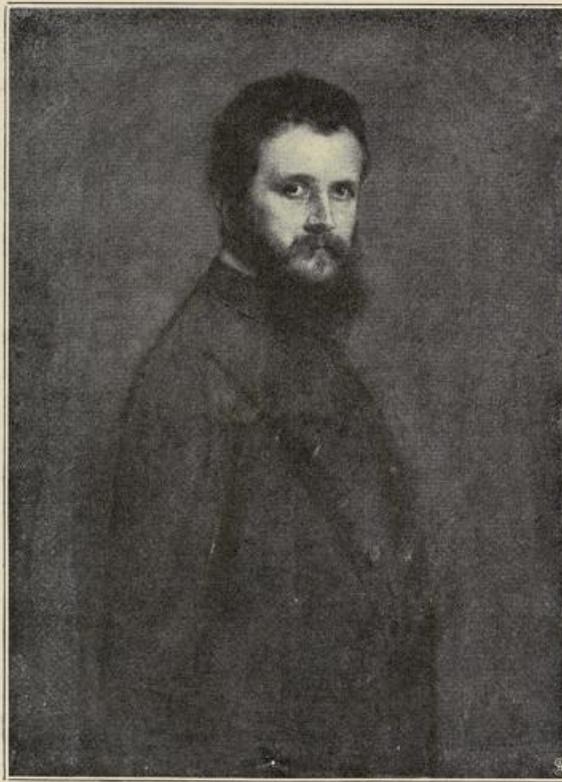
Die ungeheure Volkstümlichkeit, die Meister Oberländer in Deutschland genießt, ist nicht allein erklärt mit der langdauernden und weiten Verbreitung des Blattes, für das er seit mehr als 40 Jahren schafft, der Münchener „Fliegenden Blätter“.

Anderere, ebenfalls treffliche Künstler dieser Zeitschrift sind lange nicht so populär geworden wie er. Manche, wie Fritz Steub, sogar viel weniger, als sie's verdienten. Und Oberländers Ruhm ist gleich groß bei denen, die nichts weiter wollen als lachen, wie bei denen, die künstlerische Qualitäten verstehen. Dieser Ruhm hat allen Wandel der Mode überdauert, vor ihm ziehen die Jungen, die in der Karikatur was ganz anderes wollen als er, ebenso den Hut wie die Alten. Dabei hat der Mann, aus dem wir uns alle so viel machen, überhaupt nie etwas aus sich gemacht! Er ist, wie die beiden anderen ganz großen Humoristen, die wir noch in Deutschland haben, Wilhelm Busch und Wilhelm Raabe, eine zurückgezogene, beschauliche, fast scheue Natur, ein Künstler, der alles intuitiv aus seinem Innern herauszieht, ein Menschenkenner, von dem niemand weiß, woher er die Menschen überhaupt kennt. Aber er kennt sie! Oberländer ist eben einer von denen, die immer schauen! Und dann das sehen, worauf es an-

kommt! Man braucht nur die klaren, tiefen und gütigen Augen auf dem Bildnis von seines Freundes Lenbach Hand aufmerksam zu betrachten: die ganze Erklärung für Oberländers Art kann man aus diesen Augen lesen. Im übrigen ist dies wundervolle Bildnis wohl eine der ersten Perlen aus Lenbachs Schaffen. Dieser war selbst ein Mensch von starkem und warmem Humor und verehrte Oberländer so begeistert, daß er auch sein Bestes geben mußte in diesem Bildnis. Er hat einmal in seiner bekannten, schalkhaft übertreibenden Art gesagt, in München gebe es nur drei Künstler. Und dann nannte er sie. Er selber war nicht darunter, aber Oberländer war der Erste! Lenbach, der selbst, wie man nicht mehr zu sagen braucht, ein großer Charakteristiker war, würdigte Oberländers bedeutamstes Talent, eben das, zu charakterisieren, besser als irgend ein anderer. Oberländers Menschen leben!

Sie sind nur in bestimmten Fällen zur Groteske übertrieben, oft genug schlechtjin Abbilder der Wirklichkeit, nur mit genialem Blick von ihrer komischen Seite gesehen. Das Wort Karikaturist stimmt nicht, wenn man es auf ihn anwendet. Er ist mehr,

denn er geht tiefer und nimmt seine lustige Sache gründlich ernst. Wenn man ihn richtig einschätzen will, muß man ihn hin und wieder einmal als Gesamterscheinung vornehmen und die zwölf Bände Oberländeralbum durchblättern, die eine Auslese des Besten, was er geschaffen hat, enthalten. Dann kommen die erstaunlich mannigfaltigen Zeichnungen ganz anders zur Geltung als in der Gedrängtheit und dem störenden Nebeneinander der Wochenschrift, und man sieht eigentlich erst so recht und sieht es mit Staunen, welche Schöpferkraft man vor sich hat. Man sieht aber noch allerhand anderes. Zum Beispiel, daß eine gewaltige Anzahl dieser Zeichnungen schon im Gedächtnis der Welt ihren Platz hat als eine Reihe abgerundeter, ihr Thema voll erschöpfender, in ihrer Art klassischer und typischer Kunstwerke, von denen jedes seine Einzelwirkung hat, so gut wie irgend ein Bild, eine Bildhauerarbeit, ein Gedicht oder ein Musikstück. Das kann man durchaus nicht von allen humoristischen Zeichnern sagen. Die meisten wirken



A. Oberländer.

Gemälde von F. v. Lenbach.

nur in der Kontinuität, das Einzelne vergißt man. Aber unter Oberländers Zeichnungen sind ganz unglaublich viel künstlerische Taten, manche von fast monumentalem Wert: „Viehmarkt in Limbuck“, dessen Originale Lenbach mit besonderem Stolz sein Eigen nannte, „Kritikers Traum“, „Die resultatlose Volksversammlung“, „Der Konzertbildhauer“, „Der Alpenball bei Kommerzienrats“, „Der Biß in die Zitrone“, die unübertroffene Serie von Gemäldeparodien, „Der Kuß“, „Alt-Athen und Isar-Athen“, „Häuser her!“ Aber wenn man anfängt aufzuzählen, zählt man ja sein ganzes Werk auf! All diese Blätter sind Werte, die feststehen, bleibender Gewinn für den, der sie einmal erlangt und genossen hat. Aus dem flotten Zeichenstrich und dem gegenständlichen Biß allein erklärt sich das nicht. Wohl aber erklärt es sich aus der Anziehungskraft des Temperaments,

das hinter diesen Sachen steckt, und aus der Art von Oberländers künstlerischer Arbeit.

Der Grundzug in der Seele dieses Mannes, der seinen Ruhm dadurch gewann, daß er mit so überlegener Treffsicherheit die Schwächen seiner Mitmenschen geißelte, ist — Güte. Seine Geißel schneidet nicht ins Fleisch, sie prickelt nur auf der Haut — gerade stark genug, die Leute aufzuwecken. Da muß der Betroffene immer selber mitlachen, und für den Zuschauer bleibt kein Schatten eines peinlichen Gefühls. Man

heimnis! Wenn Oberländer einen Geden, einen Prozen oder einen Strolch zeichnet, dann zeigt er uns nicht in erster Linie, was an dem Geden albern, an dem Prozen widerlich und an dem Strolch verkommen, sondern nur, was an den dreien komisch ist, ja, es ist fast immer das Bestreben fühlbar, der wunderlichen Erscheinung solcher Menschheitsblüten eine liebenswürdige Seite abzugewinnen. Die Karikatur von heute trifft hart und grausam, und es ist in diesem Scharfrichterstil seit zehn Jahren so Glänzendes geleistet worden, daß man ihn wahrhaftig



Auf dem Markte.
Viehmarkt in Timbuctu.

sehe alle jene zwölf Bände auf dies hin durch, und man wird nicht einen Typus dort gezeichnet finden, welcher irgend jemand weh tut, der nicht ein ausgefuchtes, vom Gottähnlichkeitsdusel aufgeblasenes Rhinoceros ist! Die ältere deutsche Karikatur des neunzehnten Jahrhunderts, namentlich die im deutschen Süden, hat ja überhaupt diesen Grundsatz der Harmlosigkeit gehabt — aber keiner hielt so treu daran fest wie Oberländer, dessen Typen uns immer wieder die Lehre zu predigen schienen: „Schau, man kann auch über die Menschen lachen, ohne sie zu verlegen, man kann ihre Schwächen erkennen, ohne sie zu verachten!“ Durch Mitleid wissend sein, das ist das Ge-

nicht als weniger künstlerisch ansehen darf. Aber weniger anziehend ist er sicher und weniger schwierig ist er auch. Wir haben heute alle erschrecklich scharfe Augen für die Fehler derer, die in ihrer Erscheinung, ihrer sozialen und politischen Ansicht, in ihrem Temperament und ihrer Ästhetik, in ihrer Bildung und ihrem Gefühlsleben anders sind als wir. Darum wird der wahre Humor immer seltener und immer kostbarer, der Humor, der Behagen auslöst und nicht das Gefühl: „Herrgott, ist diese Welt miserabel eingerichtet!“

Ein zweiter Grund, der den Dauerwert seiner Schöpfungen erklärt, ist die Intensität seiner Arbeit. Diese Zeichnungen

sind ausgereiht, abgewogen und abgeklärt bis ins Letzte. Er kennt kein oberflächlich genialisches Hinwerfen, er legt seine Liebe in jede Einzelheit wie in die Komposition, er behandelt jede Zeichnung als ein Bild. Man hat Oberländer nach dieser Richtung sicher noch gar nicht genug gewürdigt. Er ist ein Meister der Komposition, und in den Tausenden von Zeichnungen, die er für die „Fliegenden“ vollendet hat, stehen wenigstens Hunderte von Bildern, die nur der Übersetzung in die Farbe und ein größeres Format harren. Das hat sich ganz überraschend gezeigt, als er vor etwa zehn Jahren zu malen begann. Eine Anzahl der farbigen Bilder, mit denen er der Welt bewies, daß der Oberländer auch noch was anderes kann, als mit der Feder zeichnen, geht auf alte Illustrationen aus den „Fliegenden Blättern“ zurück. Das pompöse große Aquarell „Noahs Weinschenke“ bildet den Schluß einer Bilderreihe von 1878: „Wie Noah den Wein erfand“; das „Paradies“, das im Vorjahre Aufsehen machte, war als Zeichnung schon vor 25 Jahren in den „Fliegenden Blättern“ zu sehen, und der „Kampf mit dem Drachen“, dies gemütlich parodistische Ritterstück, war in seinen Ursprüngen das Kopfstück zu einer Ballade „Dinko von Donnershorst, der finstere Ritter“. Oberländer hat das Gebiet des humoristischen Zeichners allein nie genügt. Seit ihn die Not ums Brot von der Malerei

weg auf dies Gebiet führte, und seit ihn der Erfolg auf diesem Felde erhielt, hat ihn die Sehnsucht, zu malen, bildmäßiges zu schaffen, nie verlassen. Und diese Sehnsucht lebte er nun auf ganz eigene, für den, der näher zusieht, rührende Art in seinen Zeichnungen aus. Wo ein anderer sich mit ein paar lustigen Figuren begnügt hätte, gab er eine wertvolle und reiche Komposition, gab er dekorative Schöpfungen, Stimmungen, oft neben dem Humor lyrische Poesie. Wie eminent malerisch Oberländer alles sah, haben wohl die wenigsten bemerkt; der feine Strich seiner Federzeichnung täuschte darüber weg. Oft genug brauchte es, wie schon angedeutet, nur einer geringen Umarbeitung, und es würden bei



Der Biß in die Zitrone.
(Aus dem Skizzenbuch des kleinen Moriz.)

entsprechender Vergrößerung schöne und ernsthafte Wand- und Staffeleibilder aus seinen übermütigen Illustrationen. Wenn er eine Landschaft als Hintergrund der Szene ausführt, so ist sie oft geradezu schön, manchmal großartig, immer charakteristisch. Ein feiner Humor steckt auch oft in diesen Landschaften, ein so feiner, daß ihn nicht viele als Humor verstehen. Gesehen ist alles an Menschen, Tieren und Dingen, nichts gleichgültig, alles eindringlich behandelt — in allem steckt Liebe. Und das ist ein alter und wahrer Satz: Die Liebe, die ein Künstler an sein Werk wendet, kommt als Intensität der Wirkung immer wieder zum Vorschein. Auch in der

entsprechender Vergrößerung schöne und ernsthafte Wand- und Staffeleibilder aus seinen übermütigen Illustrationen. Wenn er eine Landschaft als Hintergrund der Szene ausführt, so ist sie oft geradezu schön, manchmal großartig, immer charakteristisch. Ein feiner Humor steckt auch oft in diesen Landschaften, ein so feiner, daß ihn nicht viele als Humor verstehen. Gesehen ist alles an Menschen, Tieren und Dingen, nichts gleichgültig, alles eindringlich behandelt — in allem steckt Liebe. Und das ist ein alter und wahrer Satz: Die Liebe, die ein Künstler an sein Werk wendet, kommt als Intensität der Wirkung immer wieder zum Vorschein. Auch in der



Athens.



Tanz.

Nach-Athens.

Kunst geht keine Kraft verloren, und je mehr einer beim Schaffen gewollt und gedacht hat, um so stärker wird er den Genießenden festhalten, um so länger wird diesem der Genuß dauern. Daß ist gewiß nicht der unbedeutendste von den Gründen, wegen deren uns Oberländers Meisterstücke so fest im Gedächtnis haften, die seine Volkstümlichkeit ausmachen.

Er ist ein Mann, der denkt. Das versteht sich bei einem echten Humoristen eigentlich auch von selbst. Man sieht ihn viel einsam durch die Straßen gehen. Da sammelt er dann seine Beobachtungen auf, Beobachtungen in unendlicher Menge. Er wiederholt sich eigentlich nie. Immer findet er wieder neue Spielarten der Spezies, die er mit Vorliebe darstellt. Mit Vorliebe? Eigentlich kennt er keine, sondern seine Liebe gehört so ziemlich allen, was da freucht und fleucht, froh und flog, vom Saurier der Sekundärzeit bis zum Kommerzienrat des zwanzigsten Jahrhunderts. Oberländer hat gar keine Spezialität — auch ein Unikum für einen Humoristen des Griffels!

Er hat nur einen Stil, aber einen ungemein wandlungsfähigen. Er wirkt heute durch den Ton, morgen durch den einfachsten Strich, dann wieder durch zierliche Silhouetten, heute mit reichen, bewegten Massen, morgen mit plastisch herausgearbeiteten Einzeltypen, heute mit schlagendem Realismus, ein andermal mit grotesker Übertreibung, ein drittes Mal durch geistreiche Anwendung und Verfälschung eines fremden Stils. Wie wandlungsfähig seine Art ist, zeigte er einmal besonders verblüffend in der schon oben erwähnten Serie „Der Kuß“, worin er dies Thema nach den verschiedensten berühmten Mustern bearbeitete. Es war vielleicht einer seiner größten Erfolge, und so viele nach ihm in den Witzblättern Ähnliches versucht haben mögen, es ist keiner auch nur nahe an ihn herangekommen. Er hat den „Kuß“ behandelt im Stil von Gabriel Max, dessen Geistergruß damals außerordentlich viel besprochen wurde, und an dessen Weise sich da auch der Parodist in harmlosem Spotte anlehnt, im Sinne Makarts, dessen saftstropfende Stilllebenmalerei des Abundantiastils auch im Schwarzweiß famos getroffen ist, im Stil Courbets, der als Repräsentant des französischen Naturalismus — in Deutschland gab es damals noch keinen — erhalten mußte, im Stil Genells mit den entsprechenden Muskelhypertrophien und Berenkungen, im Stil Alfred Methels, dessen marlige Holzschnittmanier überraschend gut, vollwertig kann man sagen, nachgeahmt ist, Menzels, den er in einem figurenreichen Volksfest: „Der Kuß der Festjungfrau“ nachahmt, Gustav Dorés, Alma Tademas,

Wilhelm Buschs, die alle nicht minder gut parodiert wurden, und Kostüminkys, in dem eine ganze Gruppe in der Zeit der Renaissance in Mode gekommener Ritsch- und Genre-maler ihr Teil bekam. Und jedes Blatt dieser gelungenen Reihe ist ein echter und guter Oberländer! Aber es steht hier nicht der Raum zur Verfügung, auch nur seine allerbesten Blätter aufzuzählen; so wie man sich an diese Aufgabe macht, wächst sie einem unter den Händen. Kein Gebiet menschlichen Lebens und keine Zeitperle, die er nicht behandelt hat mit immer gleichem Humor, mit immer gleicher Meisterschaft der Kennzeichnung und des mimischen Ausdrucks. Der letztere sei ja nicht vergessen, denn hier ist Oberländer ganz einzig. „Der Biß in die Zitrone“ gibt eine Probe. — Ist die suggestive Wirkung dieses niederträchtigen Bubenmanövers auf die Mundspeicheldrüsen nicht so eminent wahr gezeichnet, daß auch dem Beschauer das Wasser im Munde zusammenläuft? Über Oberländer als Tierbildner könnte



Alt-Athen.

man allein eine Monographie schreiben. Namentlich die Löwen sind ihm ans Herz gewachsen, und er hat den König der Tiere immer wieder von einer neuen komischen Seite zu behandeln gewußt. Wer Tiere in zoologischen Gärten und Menagerien viel beobachtet hat, dem ist auch nicht entgangen, daß Felis leo einen gewissen, schwer definierbaren Zug von Komik im Gesicht hat, in diesem unverhältnismäßig großen Kopfe mit seiner dicken Nase und seinem Knebelbart. Wie hat Oberländer diesen Zug variiert in ungezählten Wüstenidyllen und phantastischen Geschichten! Er ist der fleißigste Besucher der Menagerien, die allherbstlich durch München kommen, und wer Studien gesehen hat, wie er sie da mit vollendeter Beherrschung der Linie zeichnete, der begreift es, warum der Künstler seiner Aufgabe auch in der Übertreibung so glänzend gerecht wird.

Seit zehn Jahren etwa ist Meister Oberländer als Maler aufgetreten und gleich mit vollem Erfolg, mit so großem Erfolg, daß seine Bilder aufs lebhafteste begehrt wurden, den Weg in die Museen fanden und in den Ausstellungen einen Ehrenplatz bekamen. Zunächst erschien ein ernstes großes Ölbild „Resignation“, ein heiliger Einsiedler in der Öde mit einem Löwen. An diesem einen Werk, das in allem ernste und tiefe Kunst ist, hat sich sein Streben

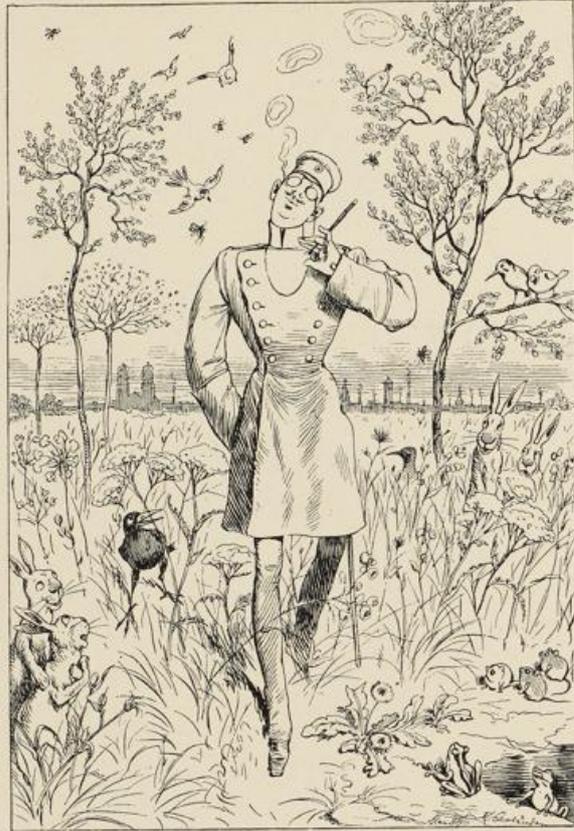
nach Malerei großen Stils fürs erste genuggetan. Er hatte gezeigt, daß er's konnte, die Welt erkannte das mit Überraschung an, und der bayerische Staat kaufte das schöne Bild für die Münchener Pinakothek — wenn es ein Unikum bleibt in dieser



Neu-Athen.
Fortbildung.

Eigenart, um so besser für die Pinakothek, die es hat. In seinen übrigen Malereien ist Oberländer seiner alten Eigenart, wie wir sahen auch alten Motiven treu geblieben und hat sich einen anspruchslosen, innerlichen und liebenswürdigen malerischen Stil zurechtgelegt, der für diese Eigenart paßt, und eine geeignete Technik dazu. Er übt da entweder eine Wasserfarbenmalerei auf Papier, wobei er die Form stets mit mindestens gleicher Gewissenhaftigkeit durcharbeitet wie als Zeichner, oder er tücht seine Bilder mit Wasser- und Temperafarbe auf feinkörnige Leinwand, Idyllen mit Faunen, Putten und Tieren, groteske Fabelszenen usw. Das große Aquarell „Noahs Weinschenke“ hat die Verbindung für historische Kunst erworben. Die Berliner Nationalgalerie besitzt die reizende Puttenszene „Auf der Himmelswiese“ — ein Schwarm nackter Engeln, die zum Blumenstehlen über einen himmlischen Zaun geklettert sind und nun vom Heiligen Petrus davongescheucht werden. Eins der feinsten Stücke, „Humor und Schwerefälligkeit“ eignet dem Magdeburger Museum: etliche Putten necken ein Rhinoceros, das grimmig den Boden aufsprüht. Auch das Rhinoceros stammt aus einer alten afrikanischen Schnurte in den „Fliegenden“.

Seit der Jahrhundertwende entsteht so in Oberländers winzigem und anspruchslosem Atelier hoch oben über der Briener Straße zu München Bild um Bild — jedes ein Werk der Liebe und des Humors. Daß recht oft Löwen sich auf diesen Bildern herumtreiben, versteht sich!



Im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen sprangen, Da ist ein Veu'nant zum ersten Mal' im Jnr'rimbrod gegangen.

diesem Gebiete, hätte er sich da frei und früh entwickeln können. Oberländer ist aber der Mitwelt auch so nichts schuldig geblieben, und er selbst darf wahrhaftig mit voller Genugtuung zurückblicken auf sein Werk. An äußeren Auszeichnungen hat er errungen, was bei uns jedenfalls noch kaum ein Meister seines Faches erlangt. Aber schwerer noch mag ihm das Bewußtsein wiegen, daß ihn ganz Deutschland kennt und liebt — und diese Worte sind keine Redensart, sondern goldbedeckte Wahrheit!

Charakterbilder.

Von Paul Heyse.

Das Anglück, Verstand zu haben.

(Schluß.)

Zwei Jahre bin ich in Berlin im Hause des Onkels geblieben. Die Tante, die ihre Töchter so gut verheiratet hatte, gab es endlich auf, auch mich unter die Haube zu bringen, und ich selbst kam mir mit meinen achtundzwanzig Jahren uralt vor, völlig hors concours, aber von den bekannten Requisiten der alten Jungfer, dem Mops, dem Gummibäumchen und der heimlichen Verbitterung besaß ich keins. So machte ich mich auch bei meinen Leuten nicht unbeliebt, bis auf den einen Gefallen, den ich ihnen nicht tun konnte, und als ich ihr Haus verließ, waren sie aufrichtig betrübt.

Ich hatte nämlich eine Schwester meiner Mutter, die ich nie mit Augen gesehen, da sie in Petersburg verheiratet war, nach dem Tode ihres einzigen Sohnes beerbt, kein großes Vermögen, doch hinreichend, daß ich ein paar Jahre in der Welt herumreisen konnte. Das tat ich denn, und fing mit

England an, ging dann für einen Winter nach Paris und im Frühjahr darauf nach Rom. Ich fand, daß die Welt auch außer der verliebten Liebe noch viele Freuden hat, und wenn es mich manchmal betrüben wollte, daß ich diese Freuden einsam und allein genoß, sagte ich mir das Sprichwort vor, das ich in Italien gehört hatte: Meglio sola che male accompagnata.

Nun, alles nimmt einmal ein Ende, auch das Bergnügen am Landstreichen, Museen und Kirchen durchwandern und la bella Napoli singen hören. Ich sehnte mich nach deutschem Walde und deutschem Winter zurück und nach dem spießbürgerlichen Behagen, mich täglich in demselben Bett schlafen zu legen.

So geriet ich auf der Suche nach einem bleibenden Wohnort in das thüringische Städtchen Arnstadt. Da mietete ich eine Wohnung, die geräumig genug war, eine kleine

Schule darin zu etablieren. Ich habe Ihnen meine Neigung zu Kindern ja schon gestanden. Ich hatte Glück. Schon im ersten Winter wurden mir sechs kleine Mädchen anvertraut, im nächsten verdoppelte sich die Zahl, und es dauerte nicht lange, so mußte ich einen eigenen Saal für meine kleine Herde mieten.

Aber mit meinen pädagogischen Erfahrungen, Freuden und Leiden will ich Sie nicht langweilen.

Genug, im dritten Sommer wollten meine Nerven mir nicht länger parieren. Ich hatte mir etwas zu viel aufgebürdet und mußte dafür büßen. Doch waren ja eben die großen Ferien, und mein Arzt verordnete mir, sie an der See zu verbringen.

Ein kleines Ostseebad war mir empfohlen worden, dahin ging ich dem auch und fand es ganz nach meinen Wünschen, sehr stilles Wasser ohne Ebbe und Flut, so daß es hauptsächlich von kinderreichen Familien besucht wurde. Ich hatte wieder die Wahl zwischen den reizendsten Blond- und Schwarzköpfen und war sehr beliebt, da ich mich zur „Tante“ stets qualifiziert hatte und dies Talent hier con amore ausüben konnte.

Nicht lange aber sollte sich meine Badegesellschaft auf lauter Unmündige beschränken.

In meinem Hôtel erschien ein junges Paar, noch ein Brautpaar, mit der künftigen Schwiegermama des jungen Mannes, einer sehr stattlichen, temperamentvollen und liebenswürdigen Dame, die ganz in der Sorge für ihr Töchterchen aufging.

Das Fräulein war eben so zart an Leib und Seele und von so passiver Gemütsart, wie die Mutter derb und tätig und von beweisenswerter Gesundheit. Als ihre Zimmer Nachbarin kam ich bald in näheren Verkehr mit den Damen und erfuhr, daß die Verlobung im Frühjahr auf einem der letzten Bälle stattgefunden habe, die Hochzeit solle aber erst gegen Weihnachten gefeiert werden, da die Braut dann erst kaum siebzehn geworden sein würde, auch noch mancherlei zu lernen habe. Nun sei sie plötzlich erkrankt, an einem seltsamen Wechselfieber, das zwar wieder gehoben sei, doch eine große Schwäche und Neizbarkeit zurückgelassen habe, wogegen eben dieser Aufenthalt an der See ihr verordnet wurde.

Die Tochter ließ all das von sich berichten, ohne sich an dem Gespräch viel zu beteiligen. Sie schien an nichts, was um sie her vorging, sonderlichen Anteil zu nehmen, und nur, wenn von ihrem Bräutigam die Rede war oder wenn er gar selbst ins Zimmer trat, belebte sich ihr müder Blick und rötete sich das blasse Madonnengeßichtchen, dessen feine, liebliche Züge noch einen fast kindlichen Ausdruck hatten.

Auf den ersten Blick schien das junge Paar wie für einander geschaffen.

Auch der Bräutigam, obwohl er wohlbestallter Professor an einer bedeutenden Universität und gewiß über die Dreißig hinaus war, machte den Eindruck eines fahrenden Schülers in höheren Semestern. Sein hübsches, bartloses Gesicht — nur ein dünnes blondes Schnurrbartchen sah über dem frischen Munde —, seine Gewohnheit, den Kopf in den Nacken zu werfen, als wenn er in den Wolken eine muntere Musik hörte, vor allem der naive, treuherzige Blick, mit dem er die Menschen betrachtete, ließen ihn als einen ewigen Studenten erscheinen. Sah man ihn aber genauer an und hörte ihn über irgend ein ernstes Thema reden, so erkannte man leicht, daß man einen reifen Mann vor sich hatte, in dessen Innerem nur noch ein unverwundlicher Nest seines Kinderherzens übrig geblieben war.

Es war sehr hübsch mit anzusehen, wie er sich gegen seine leidende Braut betrug. Nie kam er zu ihr, ohne ihr etwas mitzubringen, eine Muschel, eine seltene Pflanze, oder auch nur ein amüsantes, kleines Erlebnis, das er unter den Eingeborenen gehabt oder unter den Badegästen beobachtet hatte. Sie durfte nicht baden und wurde nur im Rollstuhl auf den Strand hinausgeführt, die stärkende Seeluft einzuatmen. Dann blieb er eine Weile neben ihr, plauderte heiter und suchte sie

auf jede Weise zu zerstreuen, und da ihm das selten gelang, fügte er sich mit einem Seufzer in diesen apathischen Zustand, der ja eben ein Symptom ihres Leidens war.

Ich konnte mir freilich nicht helfen: ich fand schon bald diese beiden, äußerlich sich so ähnlichen Verlobten sehr ungleich gepaart. Ein paarmal hatte er mich auf weiteren Spaziergängen begleitet, wozu die schönen Wälder reiche Gelegenheit boten. Da erschloß sich mir eine ganz neue Welt. Der junge Professor erschien mir als ein weißer Nabe unter seinen Berufsgenossen, kein Stäubchen von Zunftstolz und Gelehrtendümel haftete an seiner Seele, obwohl er nichts Höheres kannte als seine Wissenschaft. Diese aber, die Wissenschaft von der Natur, betrieb er nicht aus Büchern, sondern aus der Fülle der Erscheinungen, und der kinderhafte Zug in seinem Wesen stammte eben davon her, daß er mit neugierigen Kinderaugen der alten Mutter Natur ihre Geheimnisse abzulauschen suchte.

Von ihm habe ich zum erstenmal im Leben sehen gelernt, und eine Welt der Wunder tat sich mir auf in den alltäglichsten Dingen, die ich doch schon gut genug zu kennen glaubte. Daß ich so dankbar dafür war, einen so aufmerksamen Schüler machte, gewann mir bald sein Interesse. Bei seiner Braut fand er nicht das geringste Eingehen auf all das, was sein geistiges Leben war. Sie hatte in ihrem engen, matten Herzen nur Sinn für kleine Weiberfäden, Toilette und persönliche Angelegenheiten, ganz im Gegensatz zu ihrer Mutter, die viel Naturförmigkeit besaß. Ihr Schwiegermutter stand nun auch mit einem etwas gezwungenen Lächeln: zuerst habe er sich in die Mutter verliebt, als sie einmal einen Besuch in seinem Laboratorium gemacht, wo er verschiedenen Damen eine neue Entdeckung zeigen wollte. Erst nachher sei er durch das Nüchtern, das gute Freundinnen von der schönen Tochter gemacht, auf diese aufmerksam geworden.

Wie's eben weiterging, brauche ich gerade Ihnen wohl nicht ausführlich zu erzählen. Sie wissen ja, daß ich zu allem Kindlichen einen tiefen Hang in mir fühlte, und wenn das nun noch in einem Manne mir entgegentrat, bei dem mir alle Kritik verging, der zum erstenmal meinen wachen Verstand überrumpelte, so daß er sich wehrlos gefangen gab, so begreifen Sie, daß endlich auch die Reihe an mich kommen mußte.

Ich war aber noch so helllichtig, dies sogleich einzusehen und mir's dabei unendlich wohl sein zu lassen, so hoffnungslos die Sache war. Endlich einmal zu erleben, was mir bisher nur ein dunkler Begriff gewesen war: ein Gefühl, das alle anderen geistigen und seelischen Triebe verschlang, jene Liebe, die in der Tat höher war als alle Vernunft und völlig blind machte für jedes äußere Hindernis —! Und freilich, auch wenn ich noch so scharf nach Mängeln und Schwächen gespäht hätte, den ich liebte, konnte die kälteste Prüfung aushalten.

Ob er etwa die Schwäche hatte, trotz seiner Bräutigamspflicht auch mich liebenswürdig zu finden, danach fragte ich keinen Augenblick. Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? war meine Devise, und so lag mir, da er ja nicht frei war, nichts ferner, als ihn in mich verliebt zu machen, ja es war eine Art süßen Schmerzes in meiner Erkenntnis, daß ich alles zu geben hatte und nichts dafür zurückerpung. So etwas müssen die richtigen Märtyrer empfunden haben, die den Himmel offen sahen, wenn sie sich auf einen glühenden Roß legten.

Und da ich mir der Reinheit und Heiligkeit meiner armen Seele bewußt war, beobachtete ich auch nicht die geringste Vorsicht ihm gegenüber, genoß den täglich immer vertrauter werdenden Verkehr ganz arglos und dachte: Schlimmer kann es nicht kommen! Dieser kannst du in diesen Abgrund von Leidenschaft nicht versinken, als es schon geschehen ist. Für ihn braucht dir nicht bange zu sein. Den hält ja eine andere an einem festen Seil, so daß er nicht auch abstürzen kann und heil davonkommt.

So genoß ich unbedenklich das Glück dieser Stunden und Tage.

Er pflegte jeden Vormittag eine Stunde bei seinen Damen und ein paar ihrer Bekannten zuzubringen und ihnen, da er sein Wissen gern mittheilte als ein richtiger Professor, einen kleinen Vortrag zu halten über irgend ein Naturprodukt, das er mitgebracht hatte, ein Seetier, eine Pflanze, ein Insekt. Die ließ er uns dann durchs Mikroskop sehen. Die Braut hatte, wie gesagt, wenig Interesse dafür, desto mehr ihre Mutter, am meisten ich selbst. Ich war dann regelmäßig bei ihnen auf der Veranda, die zu ihren Zimmern gehörte, und meist wandte er sich in seinen Erörterungen an mich, da ich ihn durch immer neue Fragen reizte. Nachmittags machten wir zwei unsere Exkursionen, am liebsten in einem kleinen Segelboot, das ein alter Schiffer führte. Da hing er sein Schleppnetz über Bord, und während wir uns treiben ließen, sprachen wir von tausend Dingen und freuten uns, daß wir über die meisten übereinstimmten.

Irgend welche sentimentaln Thematn wurden nie berührt. Wir disputierten so eifrig über die abstraktesten Fragen, als läge uns die Welt der Gefühle und unsere persönlichen Interessen völlig fern und wir wären zwei junge Studenten, die noch vertrauten, alle Welträsel lösen zu können.

Nach einigen Wochen aber bemerkte ich, daß seine Stimmung ungleichmäßiger und gedrückter wurde. Auch schien mir in dem Betragen der Braut gegen ihn eine Änderung eingetreten zu sein. Sie war anfangs von einer engelhaften Milde und Ergebung gewesen. Auf einmal verfiel sie ihm gegenüber oft in einen gereizten Ton, und wenn ich eintrat, sah ich, daß die beiden sich gestritten haben mußten. Er hatte Falten auf der Stirn und sie gerötete Augen.

Ich konnte wohl merken, daß ich die Ursache war. Denn auch mir zeigte die arme Leidende nicht mehr das alte freundliche Gesicht, und da ich mir nicht den Vorwurf machen wollte, an der Verschlimmerung ihres Zustandes schuld zu sein, nahm ich mir vor, mit dem Professor offen darüber zu reden, auf die Gefahr hin, daß meines Bleibens eben nicht länger sein könnte und mein Glück zu Ende gehen müßte.

Mit diesem Entschluß fand ich mich eines Nachmittags am Strand ein, wo unser Segelboot angepöckelt lag. Er war auch schon da, aber der Schiffer hatte Bottschaft geschickt, er sei heute verhindert, uns zu fahren. Nun, so fahren wir allein, sagte ich. Wir haben ihm so lange abgesehen, worauf es ankommt, es wäre eine Schande, wenn wir bei dem ruhigen Wetter das Schifflein nicht selbst regieren könnten.

Damit stieg ich rasch ein, ohne auf seine Hilfe zu warten, und er folgte mir schweigend. Seine Miene war still und traurig, er vermied es, mich anzusehen, stumm half er mir das Segel aufzurichten und nahm dann am Steuer Platz, während ich am anderen Ende des schmalen Bootes die Segelschnur hielt. So trieb uns ein frischer Wind in die glatte See hinaus, die so still war, daß wir nichts als das gleichmäßige Rauschen des Wassers an unserem Kiel vernahmen und hin und wieder den heiseren Schrei einer Mäwe, die über unseren Köpfen hinstrich.

Mir war sehr glücklich zumute. So von der starken Brise fortgetrieben zu werden in der goldensten Sonne, einem unbekanntem Ziel entgegen, und in der kleinen Ruchschale das mit mir zu nehmen, was mir von allem Besitz an Erdengütern das teuerste, ja das einzig wertvolle war, mich der Illusion hinzugeben, das werde ewig so fortgehen, bis wir an einer Insel der Seligen landeten und von einer Rückkehr in die hoffnungslose Wirklichkeit nie die Rede sein könne — es bedarf nicht Ihrer Dichterphantasie dazu, um zu verstehen, daß eine Art Raufsch mich überkam, der mich auch über meinen Vorfaß, es zu einer Aussprache zu bringen, hinaushob.

Da das Segel zwischen uns sich blähte, konnte ich auch nicht sehen, ob sein Gesicht eine ähnliche Stimmung verriet. Darum erschrak ich heftig, als ich ihn plötzlich mit stöndendem Ton sagen hörte: Wissen Sie auch, liebes Fräulein, daß das unsere letzte gemeinsame Fahrt sein muß?

Mir schlug das Herz so gewaltsam, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Erst als ich mich mühsam gesammelt hatte, sagte ich: Sie wollen abreisen? Schon so bald?

Nein, hörte ich ihn erwidern, immer ohne ihn zu sehen, wir müssen noch bleiben, solange das Wetter es erlaubt, Annies wegen. Aber die Freude, mit Ihnen zu verkehren, werde ich mir versagen müssen.

Er hatte offenbar Mühe, den Grund offen herauszusagen. Erst nachdem er wieder Mut und Atem geschöpft hatte, fuhr er fort. Schon seit längerer Zeit habe die Kranke sich darüber beklagt, daß er sie über den langen Fahrten und Gängen mit mir vernachlässige, heut aber sei es zu einem so heftigen Ausbruch ihrer Eifersucht gekommen, daß er ernstlich für ihre ohnehin nur langsame Genesung fürchten müsse, wenn solche Szenen sich wiederholten.

Als ich schwieg, nicht eben überrascht, sondern mehr, weil ich schon vorher mir hatte sagen müssen, daß hierauf nichts zu erwidern sei, schien er zu glauben, daß er mich verletzt habe. Um mich zu begütigen, brach nun alles aus ihm heraus, was er bisher sich wohl nur dunkel eingestanden hatte: wie teuer ich ihm geworden, daß er nie ein weibliches Wesen gefunden, dessen teilnehmende Nähe ihn so beglücke, vor dem er sein ganzes Inneres aufschließen möchte und auf dessen Umgang zu verzichten ihm wie ein Lebensverzicht erscheine. Und doch — er habe andere Pflichten — in die er sich verstrickt habe, er wisse nicht wie, die ihm aber heilig sein müßten, zumal Tod und Leben der armen Kranken daran hänge. Und deshalb wage er mich zu bitten . . .

Ich ließ ihn nicht ausreden. Das Glück, das dies Geständnis für mich einschloß, bestürmte mich mit solcher Gewalt, daß ich an nichts anderes denken konnte, als es festzuhalten um jeden Preis.

Nein, mein Freund, sagte ich, bitten Sie mich nicht. Ich kann es Ihnen nicht gewähren, kann nicht fortreisen und Sie hier zurücklassen. Alles, was Sie mir von Ihrem Gefühl für mich gesagt haben, lebt auch in mir. Ich habe nie einen Mann gefunden, der mir so teuer gewesen wäre. Mich nun von ihm trennen, mich ohne ihn in meinem einsamen Leben behelfen zu sollen — eine Verpflichtung dazu erkenne ich nicht an. Ich mache keine übergroßen Ansprüche an das Glück. Wenn Sie sagen, daß Sie Ihrer Braut nicht abtrünnig werden können, so muß ich das hinnehmen. Aber neben Ihnen zu leben, mich Ihres Daseins zu freuen und im stillen auch ein wenig stolz darauf zu sein, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin, das ist denn doch eine bescheidene Zukunftshoffnung, während eine Andere Sie ganz besitzen wird, die nicht mehr Ansprüche daran hat als ich, und nur ein übereiltes Wort von Ihnen dafür anführen kann.

Ich weiß nicht, was ich noch alles in diesem Sinne sagte. Er ließ mich ausreden und kämpfte offenbar, auch nachdem ich verstummt war, mit seiner Erregung. Plötzlich hörte ich ihn, immer durch das Segel gedeckt, wie zu sich selber sagen: Wissen Sie denn auch, daß das alles Unsinn ist? Daß ich zugrunde gehe, wenn ich Sie noch länger sehen muß, ohne jede Hoffnung, Sie zu besitzen?

Es überrieselte mich heiß und kalt bei diesen Worten. Ich erhob mich und ließ die Segelschnur fahren, so daß die Leinwand zur Seite schlug und wir uns ins Auge sehen konnten.

Wenn es so steht, sagte ich, so ist vollends an keine Trennung zu denken. So müssen wir fürs Leben zusammenbleiben.

Sie schwieg, und ich sah, wie bei der Erinnerung an diesen verhängnisvollen Augenblick alles Blut ihr zum Herzen geströmt war. Denn ihr Gesicht war tief erblaßt, sie atmete mühsam, und erst nach einer Weile konnte sie weiterprechen.

Was werden Sie von mir denken! Freilich, das Glück macht egoistisch und grausam, zumal einen Menschen, dem es



Der Schneeschaufler.
Gemälde von A. Müller-Lingke

so lange unbekannt geblieben war. Aber daß ich so weit mich vergessen konnte, über Glück und Leben einer Anderen hinweg diesen Mann, den ich liebte, an mich zu reihen, ihn an Rücksichtslosigkeit zu überbieten, ohne zu warten, ob auch seine leidenschaftliche Empfindung stark genug sein möchte, ihn die Stimme seines Gewissens überhören zu lassen — das wird mich in Ihrer Hochachtung nicht eben befestigen.

Als ein geheimer Kopf, an dem ein Jurist verdorben war, wie mein Vater gekerkert hatte, war ich auch um Gründe nicht verlegen, meine selbstsüchtige Überzeugung zu rechtfertigen.

Sollten hier wirklich zwei Menschen für ihr ganzes Leben auf ihr bestes, einziges Glück verzichten, nur damit eine Dritte nicht zu Schaden komme? Und stehe es denn auch fest, daß diese Dritte lebensgefährlich dadurch getroffen werden würde? Gerade was Annies einziger Reiz war, die weibliche Zartheit und Ergebung, werde ihr über den Schmerz der Enttäuschung hinweghelfen und wahrscheinlich bald dazu führen, daß sie einen Ersatz für das Verlorene fände. Wäre es denn die erste Verlobung, die aufgehoben wurde, weil die Charaktere nicht zueinander paßten? Und würde er, wenn er auf seinem Entschluß verharrte, überhaupt hoffen können, sie glücklich zu machen, da sie mit der Zeit wohl empfinden würde, daß sie ihn nicht beglücken könne?

Ich sprach lange so fort. Meinem Verstande war es leicht, dies ganze Raasonement als unwiderleglich hinzustellen. Auch erwiderte er kein Wort. Er hatte, da wir nun zurückkehren mußten und der Wind vom Lande kam, die Aeder ergriffen und bewegte sie mit kräftigen Stößen. Ich sah, daß es ihm Bedürfnis war, allein zu sein und sich mit seinem streitenden Innern ins Reine zu bringen. Vorläufig erwartete ich ja auch kein zustimmendes Wort. Daß er über Nacht das Gewicht meiner Gründe klar einsehen würde, stand mir außer Zweifel.

Wir hatten uns mit einem stummen Händedruck getrennt. Den Rest des Tages blieb ich auf meinem Zimmer und erschien auch nicht bei dem gemeinsamen Abendtisch. Ich war in einem seltsam aufgeregten Zustande, wie wenn mich Flügel über die niedere Erde hintrügen. Zuweilen, das fühlte ich wohl, regte sich ein Bedenken, ob ich auch richtig handelte, und wollte mich aus meiner sicheren Höhe herabziehen. Ich widerstand aber tapfer. Einmal sollte mir doch meine Vernunft, die mir so wenig zum Glück verholfen hatte, auch einen Dienst leisten, alles Feige, Kleinliche, sogenannt Moralische niederzupfen, das einer freien Seele unwürdig wäre. Ich war mir des reinen Willens und der Kraft dazu bewußt, diesen lieben, edlen Menschen, den ein schwächliches Mitleid für sein ganzes Leben unselig machen wollte, auf einen höheren Standpunkt zu erheben. Ein ewiger Vorwurf wäre mir's gewesen, wenn ich ihn sich selbst überlassen hätte.

Die Aufregungen dieses Tages aber und das ewige Grübeln hatten mich erschöpft. Schon wollte ich früher, als ich gewohnt war, zu Bett gehen, als an meine Thür geklopft wurde. Herein trat eine Hausgenossin, die ich sonst immer gern bei mir gesehen hatte, heut aber lieber nicht empfangen hätte — die Mutter der Braut.

Verzeihen Sie, liebes Fräulein, sagte die gute Frau, daß ich noch so spät bei Ihnen eindringe. Aber wenn ich's nicht vom Herzen herunter habe, was schon seit Tagen darauf laftet, ist an Schlaf für mich nicht zu denken, und noch viel weniger für mein armes Kind. Sie sind heute wieder mit meinem Schwiegerjohn in die See hinausgefahren, diesmal allein. Was im Hause darüber geredet wird, kümmert mich nicht. Meine Annie aber hat sich so darüber aufgeregt, daß der Doktor große Mühe gehabt hat, einen heftigen Nerven-anfall zu bekämpfen. Das dürfe sich nicht wiederholen, hat er gesagt, oder er stehe für nichts. Aber wie soll das vermieden werden, wenn alles bleibt, wie es ist. Es liegt mir fern, Ihnen eine Schuld daran zu geben. Sie können nichts dafür, daß Sie lebenswürdig sind, und da Sie gesund und schön und gebildet sind, all das mehr als meine Tochter, kann man's dem Bräutigam nicht verdenken, wenn Annie in seinen

Augen neben Ihnen verliert. Nicht daß ich an ihm zweifelte. Aber er muß sich sichtbar Mühe geben, trotz alledem in seiner Liebe zu seiner Braut nicht kühler zu werden, und sie empfindet es und verzehrt sich in Gram darüber. Wenn das so fortgeht, seh' ich voraus, daß sie mir unter den Händen hinschwindet und eines Tages auslöscht, wie ein Licht. Nun aber habe ich schon zwei liebe Kinder verloren, und wenn ich auch das dritte und letzte hergeben soll —

Die Tränen unterbrachen ihre Rede, sie sank auf einen Stuhl, und ich hatte große Mühe, sie zu beruhigen. Sie erzählte mir, als sie sich erst wieder gefaßt hatte, von ihrem Leben, das kein Leichtes gewesen war, von den beiden Kindern, die sie verloren, und wie sie gehofft hatte, das Glück ihrer Annie werde sie für alles Ausgestandene und Verlorene entschädigen. Was soll ich Ihnen die peinliche Szene ausführlich schildern? Genug, als sie mich eine Stunde später verließ, umarmten wir uns unter Tränen, und sie nahm mein Versprechen mit, am nächsten Morgen in aller Frühe abzureisen.

Kaum war sie aus dem Zimmer, so bereute ich, daß ich ihr nachgegeben hatte. Mit ihr und dem kranken jungen Wesen hatte ich Mitleid gehabt — aber auch selbst mit meinem Freunde, wenn ich das Opfer, das ich selbst brachte, gar nicht rechnen wollte? Welch einer Zukunft überließ ich ihn, an der Seite einer kränklichen, ungeliebten Frau, die an seinem geistigen Leben keinen Anteil nahm? Mußte er eine Ubereilung wirklich so schwer büßen, da auch sein Gewissen kaum Einspruch tun konnte, wenn er sich scheute, dies Mädchen zur Mutter seiner Kinder zu machen, die vielleicht ihr nachharten würden?

Und doch — soviel ich grübelte, das dumme Herz entschied. Sie selbst haben ja gesagt: „Der arme Kopf gibt immer nach, weil er der Klügere ist von beiden“. Und so bin ich am anderen Morgen vor Tau und Tage abgereist und habe meinem Freunde nur einen Zettel mit einem eifühlgigen Lebewohl hinterlassen und dem Wunsch, daß er sich Mühe geben möchte, glücklich zu werden.

Eine Antwort darauf habe ich nicht erhalten.

* * *

Es blieb eine Weile ganz still zwischen uns beiden. Dann sagte sie: Der Zug fährt langsamer, ich werde gleich am Ziel sein. Das Gut, das mein Bruder bewirtschaftet, liegt eine Stunde von der nächsten Station entfernt, und sein Wagen erwartet mich. Ich möchte Ihnen nun noch danken für die Geduld und Teilnahme, mit der Sie mich angehört haben. Und glauben Sie nicht, daß ich mich beklagenswert fühlte. Auch wie ich auf Umwegen hörte, die Verlobten hätten sich bald darauf geheiratet, die junge Frau sei völlig gesund geworden, gab es mir keinen neidischen Stich ins Herz. Das Erlebnis lag völlig abgeschlossen hinter mir; wenn ich daran zurückdachte, fühlte ich nur wieder Dank für das Glück, daß ich das hatte kennen gelernt, was das Süßeste im Leben ist, das völlige Hingeben unserer Seele an eine andere, da, wie gesagt, Geben seliger ist als Nehmen. Und ich hatte doch auch zurückempfangen. Der Dank dafür konnte nie in mir erlöschen, und vielleicht gerade, weil es so kurz gewesen war, hatte das Gefühl nicht Zeit gehabt, schwächer zu werden und seine Zauberkraft zu verlieren. Man muß halt vorlieb nehmen lernen! suchte sie zu scherzen, um ihre Bewegung zu bezwingen.

Dann hielt der Zug. Sie stand auf, und ich half ihr zu ihrem Handgepäck, während der Schaffner in der Tür des Coupes erschien. Auf dem Bahnsteig sah ich einen Herrn in einem Jagdanzug, neben dem zwei Kinder standen, ein Knabe von sieben Jahren und ein etwas jüngeres Mädchen, die beim Anblick meiner Reisegefährtin in großen Jubel ausbrachen.

Sie hatte sich mit einer lieblich freundschaftlichen Gebärde von mir verabschiedet, zeigte draußen noch einmal nach mir zurück, worauf der Herr höflich die Mühe zog, mich zu begrüßen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, und die Gruppe entschwand meinen Augen.

Jahr und Tag waren nach dieser Begegnung, die mir in wärmster Erinnerung blieb, vergangen, da erhielt ich aus einer norddeutschen Universitätsstadt ein Blatt mit der Vermählungsanzeige eines mir unbekanntem Professors mit einem Fräulein, dessen Namen mir unvergeßlich war.

Sie selbst, die Neuvermählte, hatte hinter der gedruckten Anzeige ein paar Zeilen hinzugefügt: „Fast gerade an dem Tage, wo ich von der armen Annie Ihnen erzählte, ist sie aus dem Leben geschieden, nachdem sie einem Kinde das Leben gegeben hatte. Wie gut von dem ‚armen Kopf‘, daß er der Klügere war! Hätt’

ich des Glücks, das mir jetzt beschieden worden, froh werden können, wenn ich's auf Kosten einer Anderen mir angeeignet hätte? Ich brauche mir nicht erst Mühe zu geben, dem Kinde, das mir nun gleich mit dem geliebten Manne beschert worden ist, eine gute Mutter zu sein. Wenn aber der Himmel mir noch eine eigene Tochter gönnt, die dann vielleicht erblich belastet ist, will ich nach Kräften dafür sorgen, daß man ihr den Namen, unter dem ihre Mutter gelitten, nicht aufbringen soll, obwohl es kein Unglück ist, Verstand zu haben, wenn man nur im rechten Augenblick auch das Herz auf dem rechten Fleck hat“.

Die Not der Deutschen Heimarbeiter.

Die Deutsche Heimarbeits-Ausstellung in Berlin.

Von Paul Schlefinger.



Copyright Carl DeLius, Berlin.
Abb. 1. Heimarbeiterin mit fertiger Ware auf dem Wege zur Fabrik.

Unter den grell leuchtenden Plakaten, die von den Anschlagssäulen herab das Berliner Publikum tagtäglich in rauschende Bergnügungen locken, ist ein Spielverderber aufgetaucht. Aus einem braunen Nebel blickt da ein todblasses, unsäglich elendes Weiberantlitz in das matte Winterlicht der Straßen. Das dünne strähnige Haar ist glatt zurückgestrichen, die Wangen sind hohl, und die eingesunkenen Augen schweifen glanzlos über die flüchtigen Menschen.

Nur ab und zu bleibt einer stehen und schaut furchtgebannt in das bleiche Glend, und er begreift, daß dieser breite, harte, lippenlose Mund nie gelächelt hat. Der bange Mensch da unten fühlt ein dunkles Erinnern. Schon einmal in seinem Leben war er von einem Kunstwerk so tief getroffen worden. Es war im Theater, und Gerhart Hauptmanns „Weber“ wurden damals gegeben . . .

Auch das bleiche Weib da oben lockt, und ganz friedlich und beschaulich lesen sich die Worte „Deutsche Heimarbeits-Ausstellung in der alten Akademie“. Dem einen klingen sie wie trauliche Behaglichkeit, er hört nur das „Deutsche Heim“. Dem anderen tönen sie gar wie eine jubelnde Fanfare — „Deutsche Ausstellung“! Wir stellen ja gewöhnlich das aus, worauf wir stolz sind.

Anderer wissen, um was es sich handelt. Im März des Jahres 1904 tagte in Berlin ein Kongreß, der darüber beriet, wie den in tiefster Not lebenden Deutschen zu helfen sei, die nicht in den großen hellen, von der Gesundheitspolizei kontrollierten Fabrikräumen, sondern in der dürftigen Enge der eigenen Behausung ihr hartes Tagewerk verrichten. In den Versammlungen, die das eine erfreuliche Bild zeigten, daß hier die Sozialreformer fast aller politischen Parteien sich vereinigten, fiel manch leidenschaftliches Wort. Denn mehr als alle statistischen Tabellen bewies damals eine kleine Ausstellung die bittere Not, in der eine halbe Million Deutscher fern von dem Segen europäischer Kultur und ihrer leuchtendsten Erscheinung, der Hygiene, vegetiert. Die Erzeugnisse jener Armlisten waren dort ausgestellt. Auf kleinen Zetteln war vermerkt, was der Arbeiter an jedem Stück

verdient hatte. Und diese Zahlen wurden in den Herzen der Kongreßmitglieder zum glühenden Mitleid, das all den hasserfarteten Parteihader schmelzen ließ. Bürgerliche Organisationen und Sozialdemokraten reichten sich hier die Hände, um gemeinsam an Besserung und Linderung des Übels zu denken. Eine Resolution wurde gefaßt, die nicht mehr und nicht weniger als die gründliche Ausrottung der Hausindustrie zum eigentlichen Ziel hatte.

Allzu besonnene Männer warnten vor einer Durchführung des Programms; aber sie verkanteten, daß man sich auf dem Gebiete der Sozialreform weite Ziele stecken muß, wenn man wenige Schritte vorwärts kommen will. Und den einen Erfolg hatte der Kongreß: die gellenden Notschreie der Armen waren gehört worden, freilich nicht erhört. Aber sie hatten schon manch fühlendes Herz getroffen.

Es war der einzige Erfolg des Kongresses. Und deshalb beschlossen die Organisationen, die in stiller, treuer Arbeit für die Besserung jener Zustände sorgten, ein zweitesmal den Schrei ertönen zu lassen. Sie veranstalteten diese neue Ausstellung.

Wer die Räume des alten Akademiegebäudes betritt, empfindet zuerst etwas wie Enttäuschung. Dort stehen, hängen, liegen die Erzeugnisse einer nicht sehr eleganten Konfektion, große Tische sind mit Wäschebüchern bedeckt, die auch nicht den Anspruch erheben, den Gipfel des Komforts und des Luxus darzustellen. Aber die Arbeit selbst ist es ja nicht, die uns geizig werden soll, und wenn hie und da der Werdegang irgend eines Gegenstandes angedeutet ist, so empfinden wir das fast als überflüssige Zugabe. Unsere Aufmerksamkeit gilt nicht den Waren, sondern jenen kleinen Zetteln, die uns den Lohn bezeichnen, für den der Arbeiter das Stück geliefert hat. Und wie jenes Bild des Glends an der Anschlagssäule uns den ersten unvergeßlichen Eindruck gab, so starren wir jetzt auf jene Zettel, die uns mit ihren fargen Zahlen tief, tief bewegen; in der Lektüre dieser Zettel erleben wir das unendliche Glend



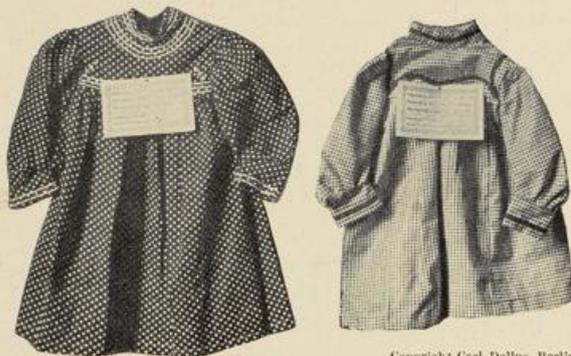
Copyright Carl DeLius, Berlin.
Abb. 2. Gestrickter Kragen.
(Verdienst nicht ganz fünf Pfennig in der Stunde.)

mit — es ist, als schämen wir uns der ganzen Kleider, die wir auf dem Leibe tragen, ja zu Hause erwartet, des bescheidenen Luxus, den sich auch der Arme noch gestattet. Denn wer diese Räume betritt, er sei noch so arm, er ist reicher als die Armiten, deren Arbeit wir hier zum ersten Male bewußt sehen. Gesehen haben wir sie oft, tragen wir sie doch vielleicht am eigenen Leibe.

Da steht auf einer Figur ein kleiner Anzug für einen zwölfjährigen Knaben, Rock, Weste, lange Hosen. Es ist weiter kein Staat mit ihm zu machen. Aber es ist ein tüchtiger, dicker, warmer Stoff, und alles ist gut und solide gearbeitet. Der Arbeitslohn

gen, dessen Herstellung 21 Stunden erfordert, bringt eine Mark Lohn: für die Stunde nicht ganz fünf Pfennig (siehe Abbildung 2).

Unwillkürlich halten wir inne, denn diese trockenen Zahlen lösen fast gewalttätige Empfindungen in uns aus. Wir halten es ja nicht für möglich, daß das in Deutschland gezahlt wird! Wir haben nie



Copyright Carl Döllas, Berlin.

Abb. 3. Kinderkonfektion.

(Verdienst von 6 bis 7 Pfennig in der Stunde.)

für ein Duzend dieser Anzüge beträgt 12 Mark, die Arbeiterin braucht dazu 72 Stunden, ihr Stundenverdienst beträgt 16 1/2 Pfennig — nein weniger. Denn wie alle Heimarbeiter hat auch sie Unkosten: Licht und Heizung, die der Arbeiter in den Fabriken nicht minder genießt wie die Fürsorge der Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Altersversicherung. Die Wohltaten bleiben dem Heimarbeiter verwehrt, die Notwendigkeiten muß er sich von seinem kärglichen Verdienst beschaffen.

Und Beispiel neben Beispiel liegt vor uns, sie zeigen uns, daß die Löhne verschieden und in Berlin nicht am schlechtesten sind. Denn die Arbeiterin, die an dem Uniformmantel eines Eisenbahners 25 1/2 Pfennig in der Stunde verdient,

in Wohltätigkeit gefahrt und manche runde Summe über die Grenze geschickt, wenn es galt, in Nachbarländern zu helfen und zu retten. Und im Herzen Deutschlands ist das möglich . . .

Wir gehen weiter und werfen einen Blick auf gewisse Erzeugnisse der Papierindustrie. Dort erweckt die Verschiedenheit des Lohnes unser Interesse. Am Lütenleben verdient die Arbeiterin in Hannover 22 Pfennig in der Stunde, während eine andere in Halle nur 5 5/8 Pfennig bekommt.

Es gibt auch heute noch Leute, die der Hausindustrie das Wort reden. Sie behaupten, die Fabrikarbeit zerstöre das Familienleben, während die Heimarbeit es fördere: die Eltern seien nicht gezwungen, ihre Kinder den ganzen

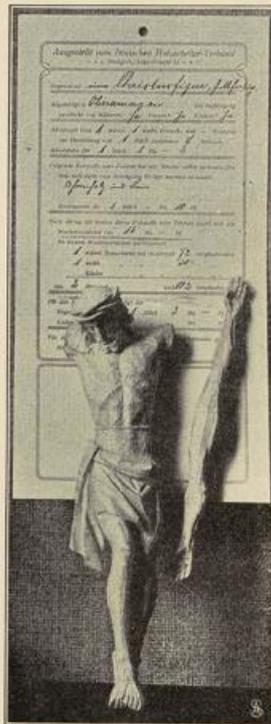


Abb. 6. Holzschmiederei aus Obergergau.

(Mann und Frau verdienen zusammen 14 Pfennig in der Stunde.)



Abb. 4. Holzschmiederei aus Obergergau.

(Verdienst von 11 Pf. in der Stunde.)

Tag ohne Aufsicht zu lassen. wird ja auch wieder durch das teurere Leben der Großstadt, durch die höhere Miete aufgezehrt.

Die Anzugnäherin, die 16 1/2 Pfennig in der Stunde verdient, ist noch nicht die ärmste. Wir schreiten weiter zum Wäschetisch. Da hängen zwei Kinderkleidchen, die ihren Verfertigerinnen sechs bzw. sieben Pfennig in der Stunde eintragen (siehe Abbildung 3). Die Löhne fallen rapide. Ein gestrickter Kra-



Copyright Carl Döllas Berlin

Abb. 5. Heimarbeiter in der Schwarzwälder-Ohrenindustrie.

(Verdienst von 15 bis 20 Pfennig in der Stunde)

Tag ohne Aufsicht zu lassen.

Eine wirksame Illustration dafür bietet das kleine Bild aus der Praxis: Eine arme Witwe und ihre drei unmündigen Kinder ernähren sich vom Erbsenauslesen. An einem Zentner Erbsen arbeitet diese kleine Fabrik vier Stunden und wird dafür mit 70 Pfennig entlohnt. So müssen sich acht Hände regen, um zusammen in der Stunde 17 1/2 Pfennig zu verdienen.

Die drückende Armut der Heimarbeiter, der Man-



Abb. 7. Thüringer Kinderpielzeug
(Der Arbeiter verdient 3 Pfennig in der Stunde.)

gel an Licht und Luft gefährden aber nicht nur ihre eigene Gesundheit. Räumen die ansteckenden Krankheiten unter ihnen auf, so ist auch dafür gesorgt, daß die Krankheitskeime verschleppt werden. Das Einwickeln der Bonbons ist Heimarbeit — fünf Pfennig in der Stunde!

Und doch sind all diese Zahlen noch zu hoch gegriffen. Die Zeit, die der Arbeiter zur Ablieferung der Ware beziehungsweise zum Empfang der neuen Arbeit braucht, ist durchaus nicht gering; die Stunden, die er auf dem Wege zur Fabrik und dort im Abfertigungskontor mit Warten zubringt, bezahlt ihm kein Mensch. Und wie kostbar, wie teuer ist die Stunde,

wenn sie nur 5 Pfennig einbringt!

Wollten wir die Stätten der Hausindustrie auffuchen, so kämen wir in Gegenden von großer landschaftlicher Schönheit, die in grellem Gegensatz steht zu dem Jammer und Gram, der sich in den so malerisch gelegenen Hütten birgt. Gerade in dem schönen deutschen Mittelgebirge hat sich die Hausindustrie am lebhaftesten entwickelt, und die allen Gebirgsbewohnern eigene tiefe Liebe zu ihrer Heimat wurde die Quelle ihres Unglücks. Da sitzen sie seit Jahrhunderten auf einem kleinen Stüchlein ererbten Grundes. Die Erde gibt nicht genug her, um die vielköpfige Familie zu ernähren. Was erst vielleicht Nebenverdienst war, wurde dann bald die einzige Quelle des Lebens.

Der Strom der Vergnügungsreisenden läuft hart an ihren Hütten vorbei, die den harmlos Genießenden gerade wegen ihrer Bauartigkeit so malerisch erscheinen. Die Besucher des schönen Schwarzwaldes aber ahnen nicht, daß da im Innern hart Kopf an Kopf Männer, Frauen und Kinder für 15 bis 20 Pfennig in der Stunde Uhrenwerke zusammensetzen (s. Abb. 5). Und wenn die Schwarzwälder Uhr behaglich an der Wand tickt und auch uns vielleicht die Stunde des Kummers anzeigt, so erzählt sie doch nichts von den notgepeinigtesten Menschen, die einst ihr Werk zusammenfügten.

Und weiter geht die Fahrt in das schöne Oberammergau zu den Holzschnitzern. Da regen sich fleißige Hände. Dreißig Stunden schnitzen sie, um ihr bescheidenes Kunstwerk mit 3 Mark 50 Pfennig bezahlt zu sehen (s. Abb. 4). Mann und Weib schaffen emsig an dem armseligen Christusbild, das irgendwo am Wege seinen Platz finden wird. Aber auch die fromme Einfalt wird nicht reicher mit irdischen Gütern gezahlt. Zu zweit erarbeiten sie an dem Herrgottsbild in sieben Stunden — eine Mark (s. Abb. 6).

Wir reisen tiefer in die bayerischen Berge. Hart an der österreichischen Grenze liegt das prachtvolle Mittenwald, in dem seit Jahrhunderten eine berühmte Geigenindustrie blüht. Das Cello, das mit 80 Mark in den Handel kommt, bringt seinem Verfertiger nur 20.

Wir wenden uns nach Norden. Im Erzgebirge und in Thüringen sind alle Arten von Heimindustrie heimisch.

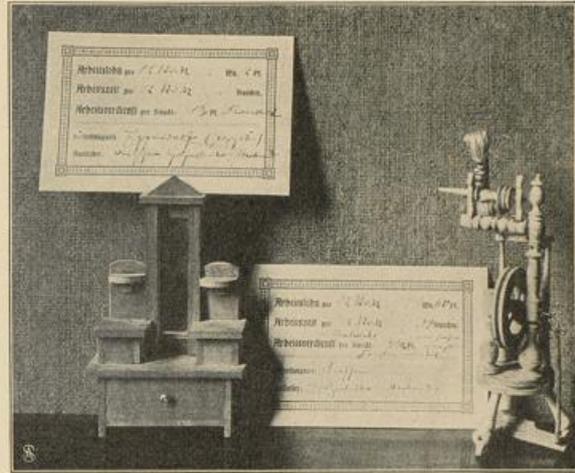


Abb. 8. Thüringer Kinderpielzeug.
(Ein Kind verdient 1½ Pfennig, eine Familie auf den Kopf 4½ Pfennig in der Stunde.)

Dort wie in Nürnberg werden vor allem Kinderpielzeuge fabriziert. Nur wenige Jahre des Lebens sehen dort die Kinder alle jene munteren kleinen Sachen mit

unbefangener Freude an. In ihrem fünften Lebensjahr wissen sie bereits, daß Weisoldaten und Holzpferdchen nicht für sie auf der Welt sind, und ihre zarten Finger beginnen zu arbeiten. Ein ganzes Menschenleben hindurch schaffen sie den Kindertand, bis ihnen endlich der frühe Tod die Arbeit aus der müden Hand nimmt.

Die Verfertiger von Spinnrädchen verdienen 4½ Pfennig, die der Puppenstränke und Kommoden 3 bzw. 1¼ Pfennig in der Stunde (s. Abb. 7, 8). Und ob die kleinen Hände nun Pferdchen und Eselchen, oder Puppenstränke machen, oder ob sie mit blutenden Fingern die winzigen Federn in Druckknöpfe pressen oder Haken und Ösen auf Karten nähen — das Bild des Jammers: Verkrüppelung, Schwindsucht, früher Tod bleibt überall gleich.

Doch dieser frühe Tod ist ein Trost. Wehe dem, der im hohen Alter mit der Arbeit nur noch langsam vorwärts kann! Die armen alten Weber in der Heimat Gerhart Hauptmanns verdienen auch heute kaum mehr als vor sechzig, siebzig Jahren — 3½ Pfennig in der Stunde.



Abb. 9. Klöppelspize.
(Die 81-jährige Arbeiterin verdient 1½ Pfennig in der Stunde.)

Ershüttert aber schauen wir auf ein Stückchen Klöppel-
spitze (s. Abb. 9). Eine 81 jährige Frau arbeitet an 5 1/4 Metern
360 Stunden und bekommt dafür sechs Mark. In der Stunde
verdient diese Frau 1 1/2 Pfennig. Ein. junge, kräftige Ar-
beiterin würde das Doppelte verdienen; und doch gehen von
diesem Lohn noch 50 Pfennig für Auslagen ab.

Zimmer wieder drängen sich uns die Fragen auf: Wie ist
hier zu helfen? Wie kann die schreckliche Lage dieser Armen

gebessert werden? Auf keine dieser Fragen will dieser kleine
Beitrag Antwort geben. Er will allein, gleich der Ausstellung
selbst, das Glend unserer deutschen Heimarbeit in einem anschau-
lichen Bilde zeigen, damit ein jeder es verstehen lerne, daß
hier durchgreifende und nachhaltige Hilfe dringend voranden
ist. Über die Wege aber, die eine solche Hilfe wandeln muß,
soll zu den Lesern schon in nächster Zeit ein anderer Beitrag
aus besonders berufener Feder sprechen.

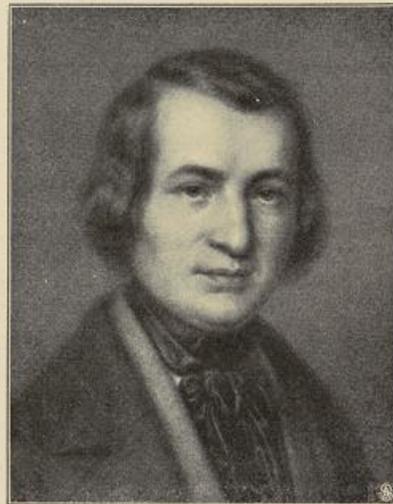
Blätter und Blüten

Heinrich Heine. (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Fünfzig Jahre
sind jetzt verlossen seit dem Tode des vielbewunderten und vielgescholtenen
Liederängers, des Pariser Aristophanes, und noch immer wird seine Be-
deutung für unsere Nationalliteratur von erbitterten Gegnern bestritten,
die mit begeisterten Anhängern im Kampfe liegen. Kaum gibt es einen
deutschen Salon, in dem nicht am Klavier seine Lieder geungen werden,
zu denen namhafte Tonsetzer so herrliche
Weisen gefunden. Und doch gilt er nicht
für einen vollstündlichen Liederdichter, und
gefeierte Historiker wie Treitschke machen ihm
den Vorwurf, daß er kein Trinklied ge-
dichtet, als sei dies ein undeutscher Zug seines
Wesens. Und wie steht es mit dem Stand-
bild in Erz oder Marmor, das die deutsche
Nation einem so hochbegabten Dichter er-
richten sollte? Die Gemeinde seiner Vater-
stadt am Rhein lehnt es ab, ihm ein Denk-
mal zu setzen; der Pariser Spötter soll
nicht auf heimischer Erde verewigt werden;
die Weltstadt New York jenseit des Ozeans
hat sich des deutschen Dichters erinnert, doch
sein Denkmal in einem verlorenen Winkel
aufgestellt, wo es der Reisende nach langen
mühseligen Suchen endlich aufspürt. Ganz
anders das schöne Denkmal an den grie-
chischen Meeren, das Österreichs unglückliche
Kaiserin ihrem Liebling errichtet hat und das
dort im Inselpark von der Sonne Homers
beleuchtet wird. Ich muß des armen Dul-
ders gedenken, den ich im Jahre des Staats-
streichs 1851 so oft in der Rue d'Amster-
dam in Paris besuchte. Hinter der spani-
schen Wand ein von mitteldiger Dämme-
rung wenig erhelltes Zimmerbild, Klagen
über schlummerlose Nächte und entsefliche
Schmerzen, dazwischen zündende Bismarck-
worte — das war der Heine des Romanzers,
der Lamentationen und Hymnen, der
Heine der Krankenstube, der sein Bild im
Marmorartophage sah, an dem die Pas-
sionsblume einer späten Liebe aufblühte. Das freilich war nach der
Zeit meiner Besuche, und der schwerkranke Dichter konnte später noch
die unvergänglich schönen Verse dichten:

„Was wir gesprochen, frag' es niemals mich,
Der Blühhurm frag', was er dem Grafe glimme-t,
Die Welle frage, was sie rauscht dem Bach,
Den Westwind frage, was er weht und winnert!
Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtbliol' und Rosen,
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Mutterblume und ihr Toter losen!“

Vielleicht sind fünfzig Jahre eine zu kurze Frist, um den Kampf der
Geister über die Bedeutung eines Dichters zu schlichten; vielleicht wer-
den hundert Jahre dazu gehören; doch schon vor solcher Säkularfeser
wird ein unbefangenes Urteil, nicht durch der Parteien Haß und Günst
verwiert, fesseln können, daß dem Dichter Heinrich Heine in der Ge-
schichte unserer Nationalliteratur eine hervorragende Stelle gebührt. Er
hat keine größeren dramatischen und epischen Kunstwerke geschaffen:
auf diesem Gebiet ist er nicht über die Studie und den Torso hinaus-
gekommen; aber er ist ein Liederdichter ersten Ranges von einer un-
nachahmlichen Eigenart, er ist in Vers und Prosa ein Satiriker von
schlagendem Witz und zündenden Funken; er ist der Vater des neuen
Jenkitations, das seit mehr als fünfzig Jahren in seinen Bahnen wand-
elt; er hat Schule gemacht wie kein zweiter Dichter der Neuzeit,
mögen immerhin seine Verfehlungen bei seinen Nachfolgern zu einem
großen Sündenregister angewachsen sein. Einst sang er im Buche der
Lieder:

„Und nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.“



Heinrich Heine
Nach dem Leben gezeichnet von Fr. Fecht, Paris 1840.

Und so ist es geblieben, auch jetzt noch, fünfzig Jahre nach seinem Tode.
Er ist ein Dichter, auf den wir Deutschen stolz sein können — und es
ist kein zerkümmertes Vorbeefranz, den wir heute auf sein Grab legen.

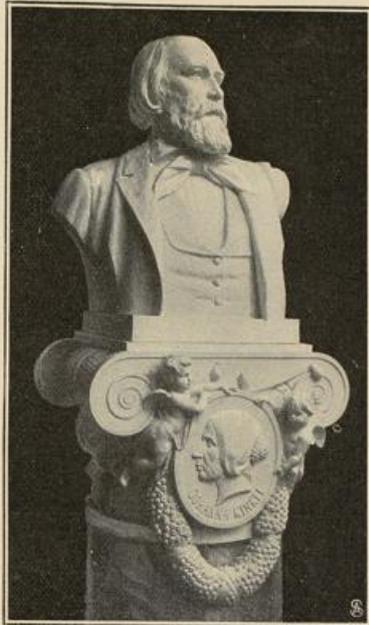
Kinkel-Denkmal. (Zu der Abbildung auf S. 155.) Am 29. Juni
wird in Oberkassel bei Bonn a. Rhein die feierliche Enthüllung des
Kinkel-Denkmal's stattfinden, und somit end-
lich einer Dankespflicht Genüge getan, die
auf vielen der Besten unseres Volkes seit
lange laitete. Mag man über den Politiker
Kinkel denken wie man mag, der Mensch
Gottfried Kinkel hat für das, was seine
heiligste Überzeugung war, zu leben und zu
leiden gewußt — rühmlicher als manch einer
seiner Sanges- und Freiheitsfreunde — und
er ist ein durch und durch deutscher Dichter
und der vornehmste, begeistertste Held des
deutschen Rheines gewesen. Im Januar 1904
erging der Aufruf zur Errichtung eines Denk-
mal's für Gottfried Kinkel an das deutsche
Volk, auch die „Gartenlaube“ ist mit be-
rechten Worten für die gute Sache einge-
treten, und heute schon ist das Denkmal
vollendet, ein Beweis dafür, welch begeisterten
Widerhall der Aufruf in allen Kreisen, bei
allen Parteien gefunden hat! Auch die
preussische Regierung, die Universität Bonn,
die Vertretungen vieler rheinischer Städte,
das deutsche Athenäum usw. haben das Un-
ternehmen sympathisch begrüßt und gefördert,
und der 1905 verstorbene Grafpremierer
Emit zur Lippe-Biesterfeld hat in hochherziger Weise
den Platz für das Denkmal zur Verfügung
gestellt. Da wird nun der Dichter des „Otto
der Schütz“ hinabschauen auf den geliebten
Strom, auf das blühende, fröhliche Rhein-
land, als das schönste Dichterdenkmal, das an
„heiligen Ströme“ Aufstellung gefunden hat.
Der Düsseldorf'er Bildhauer Gustav Kug, der
aus dem Wettbewerb erster Künstler siegreich
hervorgegangen war, hat es geschaffen. Auf einer Plattform, zu der
zwei Stufen hinaufführen, steht der Sockel, in dessen vordere Füllung
die Inschrift: „Dem rheinischen Dichter Gottfried Kinkel das deutsche
Volk 1906“ eingegraben ist. Die linke Seitenfüllung bringt den Alt-
vater Rhein, die rechte die Sieg, „das tropige Mädel“, und die Rück-
seite zeigt vor dem Schloß zu Cleve die Scene, in der Otto der Schütz
aus Elisabeth's Hand den Preis empfängt. Nachtwoll erhebt sich auf dem
Sockel die Säule mit dem ionischen Kapitäl, die — wie unsere Ab-
bildung zeigt — die vortreffliche Bronzebüste Kinkels in anderthalb-
facher Lebensgröße trägt. Und innig, wie sie im Leben vereint, zeigt
auch das Denkmal die Gattin Gottfried's, Johanna Kinkel, deren Relief-
bildnis ein Immortellenkranz umschlingt. Sinnig hat man den 29. Juni
zum Tag der Denkmalsenthüllung gewählt, ist es doch der Stütungs-
tag des vom Ehepaar Kinkel ins Leben gerufenen „Malkäferbundes“,
der so bedeutam war für die Geschichte unserer Literatur.

Die Androiden von Jaquet Droz. Wir erhalten zu diesem
Artikel folgende Zeilen: „In dem Heft Nr. 51 der „Gartenlaube“
(1905) ist ein Artikel über die Androiden von Jaquet Droz, von
Franz M. Feldhaus erschienen, welcher u. a. folgende Sätze enthält:
„Trotz jahrelanger Studien gelang es dem jüngeren Martin nicht,
des Erbes seines Vaters dauernd Herr zu werden. So gingen die
Kunstwerke, die ja wahrlich verheißt scheinen, wie die Inquisition an-
nahm, im vergangenen Jahre in den Besitz der Marfelschen Wren-
sammlung in Berlin über.“ Diese Ausführungen sind dahin zu
berichtigten, daß ich nicht jahrelanger Studien zum Beherrschen des
Erbes meines Vaters bedürftig hal, sondern nur einen Zeitraum von
1 1/2 Jahr. Diese kurze Studienzeit genügt mir, um die Mechanismen
perfekt, daher auch dauernd beherrschen zu können, was ich durch ver-
schiedene öffentliche Vorführungen der Androiden beweisen kann. Der

Verkauf derselben an die erwähnte Uhrensammlung erfolgte daher nur aus persönlichen Gesundheitsrücksichten.

Henri Martin, Dresden-Zr."

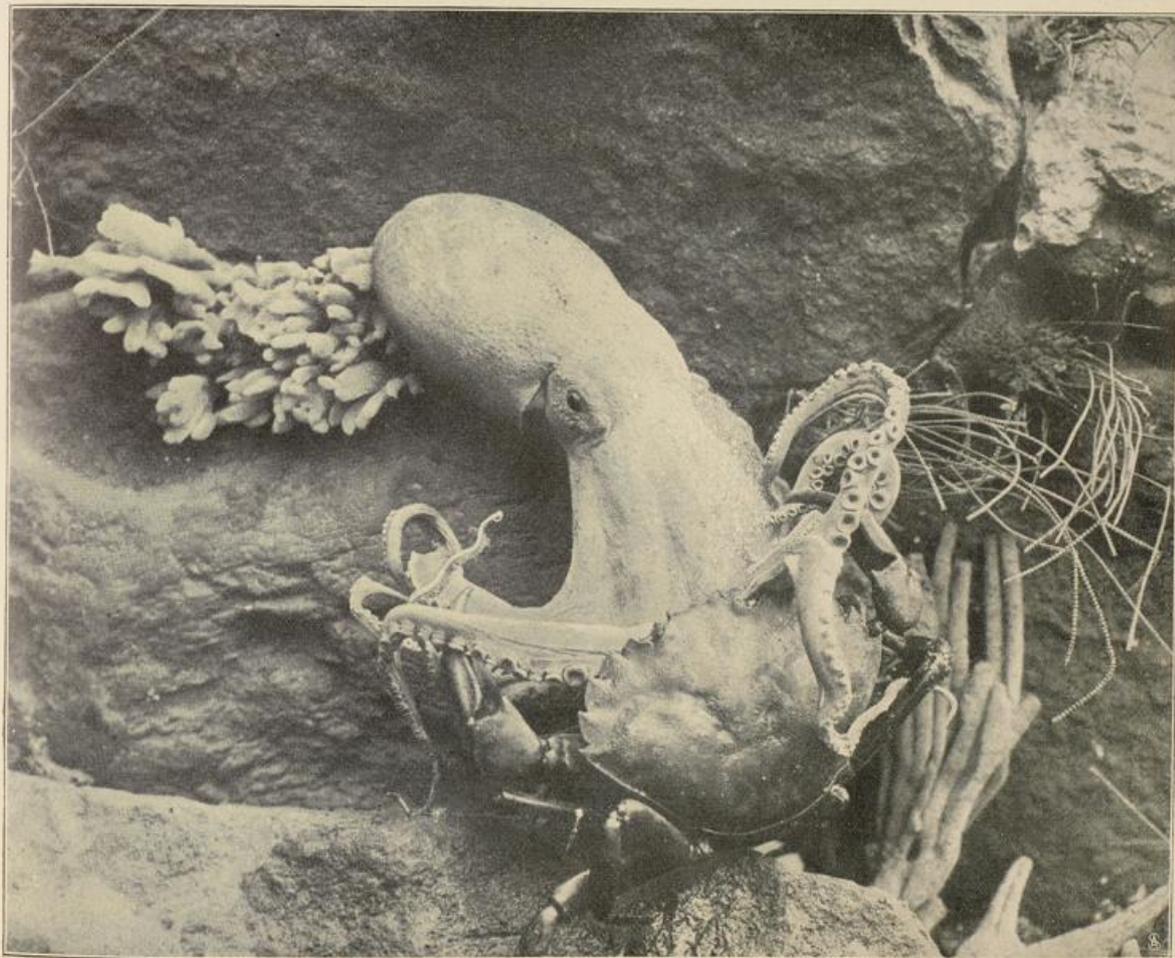
Der Krake im Angriff. (Zu dem untenstehenden Bilde.) Merkwürdige Tiere sind die Kraken oder Tintenfische, die das Meer besetzen. Seit uralten Zeiten beschäftigten sie die Phantasie des Volkes, und über Nieseneispiele, die man hier und dort an der Küste gestrandet auffand, gab man früher abenteuerliche Berichte. Aber schon in der nackten Wirklichkeit bilden diese Geschöpfe des Absonderlichen genug. Eigenartig ist ihr Kopf, der sich deutlich von dem sackartigen Leibe abhebt; ein Hornschnabel, der dem Papageischnabel ähnlich ist, bewehrt den Mund, und rings um ihn ist ein Kranz von fleischigen Armen angebracht, die mit Saugnapfen besetzt sind; aus diesem schweiflichen Schlangenhaupt leuchten zwei große Augen mit einem schrecklichen Ausdruck an Leidenschaft, Wier und Wildheit hervor. Der gemeine Krake (*Octopus vulgaris*) besitzt acht Arme, die er nicht nur zum Fangen der Beute, sondern auch zum Fortbewegen benützt, so daß er in der Tat auf dem Kopfe steht und wandert. Freilich ist er auch ein Schwimmer und ist zu diesem Zwecke mit einem anderen dazu geeigneten Apparate ausgerüstet. Er ist ein Strandbewohner und ein überaus listiger und wilder Räuber. Er lauert Fischen, Krebsen und Muscheln auf und überlistet seine Opfer um so leichter, als er die Eigenhaft besitzt, die Färbung seines Körpers zu verändern und den Felsen, Steinen und dem



Die Büste Kinkels für das Kinkeldentmal in Oberassel bei Bonn.
Entworfen vom Bildhauer G. Kug

Schlamm des Meerbodens anzupassen. Mit wilder Wier wirft er sich auf die Beute, packt sie mit den Fangarmen, wobei die Saugnapfe in Tätigkeit treten, schiebt das Opfer gegen seinen Mund und zermalmt es mit dem kräftigen Hornschnabel. Unsere Abbildung zeigt eine solche Kampfszene, in der ein Krake eine große Krabbe überwältigt. Selbst der Hummer erliegt diesem Räuber, und Professor Kollmann hat einen Kampf zwischen diesen beiden wehrhaften Seerittern in einem Aquarium der zoologischen Station in Neapel beobachtet. Der Krake war der angreifende Teil und blieb Sieger. Diese Raublust kann man schon an jungen Kraken sehen, und wer ein kleines Seeaquarium besitzt und darin aus Eiern Tintenfische zieht, kann Zeuge solcher Kämpfe werden. In Aquarien, in denen man wertvollere Seetiere hält, passen aber wegen dieser Raublust die Kraken nicht hinein.

Ein Thüringer Winterfest. (Zu dem oberen Bilde auf Seite 156.) Zum erstenmal war vom Thüringer Winterportverband ein internationales Winterportfest ausgesprochen worden, und eine große, internationale Gesellschaft, darunter Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha, hatte sich Anfang Februar eingefunden, um an dem Austrag der Thüringer Meisterschaft im Eisklauf und Rodeln teilzunehmen oder sich im Bobsleigh-(Mannschafts)schlittenrennen hervorzuatzen. Von schimmerndem Schnee bestäubt, sahen die Thüringer Wälder dem fröhlichen Treiben zu, Schlittengeläut lang hell durch die sonst so stille Einjamkeit, und von freier Höhe wintle



Krake im Kampf mit einer Krabbe.

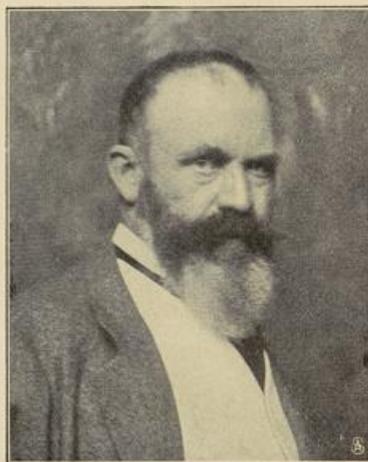
Oberhof, das Ziel der Tausende, die von nah und fern herbeigeeilt waren. Besonders schön war das Rennen der Hobsleighs, der niedrigen, fünf-sitzigen Aufschlitten, die infolge der eigenen Schwere mit rasender Geschwindigkeit die vereisten Bergstraßen hinabfuhren, vom vordersten Fahrer gesteuert, vom letzten Mann gebremst. Unter Bildchen gibt das schöne, vom weißen Schneerahmen sich abhebende Bild jenes frohen Festes vortrefflich wieder. Ein hochaufgetürmter Springhügel wartete auf die Skiläufer, unter denen das zarte Geschlecht zahlreich vertreten war; mit besonderer Erregung aber ward das 28 Kilometer lange große Meisterschaftsrennen verfolgt, starteten doch sieben Norweger, darunter die bekannten Sportnamen Kobfahm, Jensen und Hansen. Kobfahm gewann das große Meisterschaftsrennen in der glänzenden Zeit von 2 Stunden 32 Minuten 50 Sekunden gegen Jensen.

Wilhelm von Ruemann. (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Ein herber Verlust hat die Münchener Bildhauerschule und mit ihr das ganze Reich der Kunstfreunde getroffen. Fern von der Heimat in Naccio auf Korsika ist Wilhelm von Ruemann, der rühmlich bekannte Schöpfer des Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Nürnberg und so viel anderer bedeutungsvoller Standbilder, Anfang Februar einem tödlichen Kehlkopfleiden erlegen. Mit ihm ist ein Meister hingegangen, der getreu in der Pflege der Münchener Kunstüberlieferung stand und das Erbe, das er dort angetreten hat, mit starken Händen auszubauen und zu wehren wußte. Ruemann war Hannoveraner von Geburt, als Schüler und Freund Wagmüllers, dessen unvollendet hinterlassene für München bestimmte Liebig-Statue er fertigstellte, trat er früh schon mit größeren Schöpfungen hervor. Er hat die Sockelreliefs zu dem Liebig-Denkmal geschaffen, der Brunnen der Lindavia zu Landau ist sein Werk, und auch das bayerische Landesdenkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth ist aus seinem Atelier hervorgegangen. Auch die Zahl der Standbilder, die erschaffen ist, ist reich. Neben dem schon erwähnten Kaiser-Wilhelm-Denkmal zu Nürnberg seien hier nur noch das Rückert-Denkmal zu Schweinfurt, die Reiterstatue des Prinzregenten Luitpold in Landau i. Palz und die Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Heilbronn und Stuttgart genannt. Überdies hat Ruemann eine stattliche Anzahl von Porträtbüsten und von kleinen plastischen

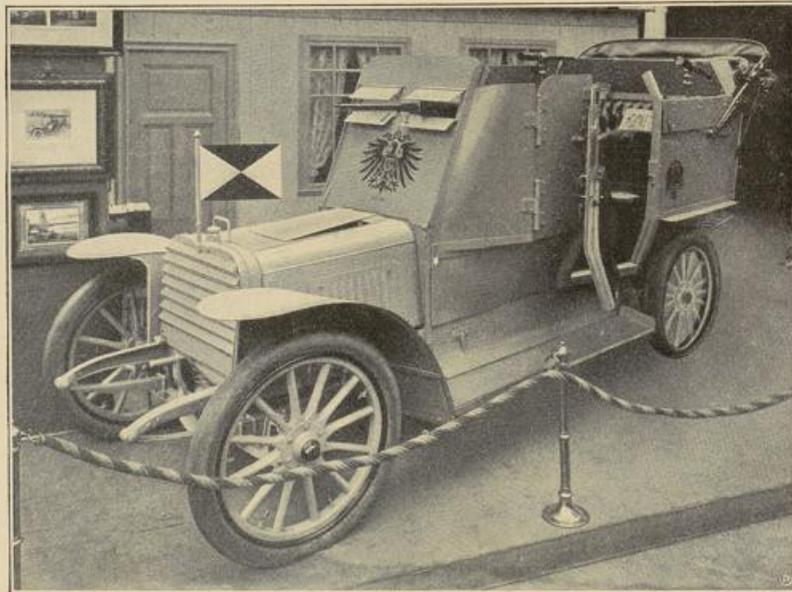


Die Hobsleighs am Start.

Winterfestspiele zu Oberhof in Thüringen.



Prof. Wilhelm v. Ruemann †.



4) PS Opel, Kriegswagen für höhere Truppenführer.

Von der Internationalen Automobilausstellung in Berlin.

Werken geschaffen, die ihren Platz zum Teil in den besten öffentlichen Sammlungen des Reiches gefunden haben. Der heimgegangene Meister, der ein Alter von nur 55 Jahren erreichte, war seit vielen Jahren als Lehrer der Bildhauerkunst an der Akademie zu München tätig. Sein Andenken wird lebendig bleiben durch die Fülle des Schönen, das er geschaffen hat.

Ein Kriegsautomobil.

(Zu der untenstehenden Abbildung.) Auf der Internationalen Automobilausstellung zu Berlin erregte ein gepanzertes Kriegsautomobil, das die Firma Opel ausstellte, allgemeines Interesse. In den letzten Jahren ist wiederholt der Versuch gemacht worden, ein automobiles Fahrzeug zur Verwendung im Kriege zu konstruieren, besonders nachdem der Kraftwagen in den Armeen fast aller Kulturenationen beim Manöver gute Dienste geleistet hatte. Das in Berlin ausgestellte Fahrzeug scheint nun den Anforderungen, die man an ein Kriegsautomobil billigerweise stellen kann, noch am meisten zu entsprechen. Es ist ein vierzylinderiges Automobil von 40 Pferdekräften und kann eine Höchstgeschwindigkeit von 40 Kilometern in der Stunde entfallen. Das Gefährt soll im Kriege als Beförderungsmittel für höhere Truppenführer dienen und ist mit allen möglichen Bequemlichkeiten für diesen Zweck ausgestattet, z. B. zwei verstellbaren Fernrohren, Kartenpulten, Kompaß, Zeitmesser usw. Die Panzerung, die sich rings um den Wagen bis zur Scheitelföhe einer sitzenden Person zieht, besteht aus 6 Millimeter starkem Kruppischen Spezialstahl, der moderne Infanteriegeschosse nicht durchläßt. Einen weiteren Schutz hat das Fahrzeug in einer Waffenrüstung, die aus Revolvern und Schnellenergewehren besteht, die 100 Schüsse in der Minute abzugeben imstande sind. Durch zwei große Schwenkwerfer mit Zentralentwickler wird die Ausrüstung dieses neuen Wagens aufs beste vervollständigt. Irrendweldche praktische Verjude sind mit dem Wagen bis jetzt freilich noch nicht gemacht worden; auf Grund der in den letzten Manövern gewonnenen sehr zahlreichen und genau festgestellten Erfahrungen ist jedoch wohl mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß das Automobil erst wertvolle Dienste zu leisten vermag, wenn es den Konstrukteuren noch gelingen sollte, die Schnelligkeit des Wagens auf etwa 60 bis 70 Kilometer in der Stunde zu erhöhen.



Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria.

